

Sade Saliu, 15 Jahre

Traum

Plötzlich war es so, als ob mein ganzer Traum in Erfüllung gegangen sei...

Aber ich fang lieber mal vom Anfang an. Ich bin Aaliyah, und ich lebte im Kinderheim in Köln. Wieso ich dort war, fragt ihr euch? Also, ich bin ein normales Kind mit einer komischen und schwierigen Vergangenheit. Wo meine Eltern sind? Ich weiß es nicht, sie hatten mich mit drei Jahren hierher gebracht. Wieso? Weshalb? Warum? Diese Fragen stehen bis heute offen, naja egal.

Ich bin Straßenmusikerin und das seit drei Jahren. Ich verdiene mein Geld auf der Straße mit meiner Stimme und meinem recht versifften Mikrofon, das ich zum 15. Geburtstag von Dally bekommen habe.

Wer Dally ist, fragt ihr euch? Sie ist eine der Angestellten im Heim. Sie arbeitet seit drei Jahren hier und ist sechs Jahre älter als ich. Sie ist wie eine beste Freundin, fast schon eine Schwester, könnte man sagen. Ich habe nur sie, mit den anderen habe ich kein gutes Verhältnis.

Mein Tagesablauf war fast immer gleich und langweilig: Aufstehen, Putzen im Haushalt in unterschiedlichen Schichten und danach auf die Straße. Immer am gleichen Ort und an der gleichen Stelle. Vor einem Jahr bin ich noch gewandert und habe mal dort und hier probiert, bis ich meinen Lieblingsort zum Singen und zum Geld verdienen gefunden habe. Er war in der Nähe des Bahnhofs. Das Gute daran war, dass hier alle immer vorbei mussten, um zum Bahnhof zu gelangen. Es gab Tage, an denen ich bis zu 15 Euro verdient habe, leider auch Tage, an denen es nur ein Fünf-Euro-Schein war. Trotzdem kam ich über die Runden, um mir kleine Wünsche zu erfüllen. Bei mir war es nicht ein Handy oder ein Paar coole Schuhe, bei mir waren es eher Songtext-Bücher oder ein neuer mp3- Player mit den schönsten und trendigen Songs, die ich dann auf der Straße präsentierte.

So sah jeder einzelne Tag bei mir aus. Drei Jahre, das sind 1095 Tage, überleg mal. Aber ich habe es gerne gemacht, mit voller Leidenschaft und Überzeugung. Ich habe an meinem Traum festgehalten, um etwas mit der Musik zu erreichen.

Aber das war nicht mein einziger Traum, ich hatte einen viel größeren, über den ich nicht gerne rede. Ich wollte meine Eltern kennenlernen, ich wollte geliebt werden von ihnen und auf meine ganzen Fragen Antworten bekommen, die ich mir seit meinem fünften Lebensjahr stelle. Ich denke viel nach und bin auch sehr sensibel, das zeige ich zwar nicht, außer halt mit der Musik, die immer ein Teil von mir war und ist. Es war das Einzige, an dem ich schon immer festgehalten habe, abgesehen von meinem Traum.

Bis der eine Tag kam, der mein ganzes Leben umkrepelte. Es war anfangs ein stinknormaler Tag, als ich auf der Straße ein Lied sang. Der Tag lief gut, ich hatte recht viel verdient. Als ich meinen letzten Song an diesem Abend gesungen hatte, kam ein Mann auf mich zu, der sich den letzten Song von Anfang bis Ende aufmerksam angehört hatte, was die Leute eigentlich selten taten.

Daraufhin gab er mir zehn Euro. Ich kannte ihn nicht, er sprach auch nicht, er sah mich nur an und lächelte und steckte mir diese zehn Euro in meine kleine, selbstgebastelte Box. Als ich dann abends in meinem Bett lag, machte ich mir Gedanken und war dankbar, dass es noch großzügige Menschen gab. Dally kam zu mir ins Zimmer, das machte sie jeden Abend, um mir eine gute Nacht zu wünschen. Ich erzählte ihr von dem großzügigen Mann und seinem Aussehen, sie hat etwas komisch reagiert, ihr Gesichtsausdruck passte nicht zu ihren gut gemeinten und gönnenden Worten, doch ich machte mir keine Gedanken drüber.

Als ich mich am nächsten Tag gegen 14 Uhr auf den Weg machte, begegnete mir der Mann wieder und hörte mir den ganzen Tag lang zu. Er saß auf einer Bank, mir gegenüber, natürlich verkehrt

herum, damit ich ihn nicht erkennen konnte. Aber ich dachte mir nichts, sang meine Lieder und fixierte mich nur auf die Musik.

Nach ein paar Stunden warf ich wieder einen Blick auf die Bank, aber der merkwürdige Mann saß nicht mehr dort, was mich beruhigte. Dally fragte mich abends auch noch einmal nach ihm, doch ich sagte ihr, dass er nicht mehr aufgetaucht sei und dass sie sich keine unnötigen Sorgen machen sollte.

Daraufhin sah ich ihn zwei Wochen nicht mehr. Es war so, als ob er vom Erdboden verschluckt war. Dann tauchte er wieder auf. Es war wieder 14 Uhr und ich war gerade dabei, mein Mikrofon aufzubauen, da sah ich ihn, an derselben Bank. Wieder drehte er sich weg, damit ich ihn nicht sehen konnte, doch ab diesem Moment wurde es mir zu merkwürdig und ich ließ alles stehen und liegen. Ich lief rüber und setzte mich neben ihn.

Ich fragte ihn, was los sei und wieso er mich ständig beobachtete, bis er mir plötzlich in die Augen sah. Er hatte dieselben grün-braunen Augen wie ich, lächelte unsicher und fragte mich, ob ich ihn nicht kennen würde. Ich war mir nicht sicher und fragte mich, wer dieser Mann sein könnte, doch ich kam nicht drauf. Daraufhin erklärte er mir, dass er aus Berlin kommen würde und bekannt in der Musikbranche sei. Er sei ein Produzent und selber auch Songwriter und auf der Suche nach neuen Künstlern. Ich war übergelukkig, er erklärte mir, dass er nicht immer in Köln sei und deswegen auch zwei Wochen lang nicht da war. Er entschuldigte sich für mein Warten und sagte, dass er nun auch schon weiter müsste und mich morgen wieder hier an meiner Stelle besuchen würde.

Nach dieser tollen Nachricht machte ich mich sofort auf den Heimweg, ich wollte unbedingt mit jemand mein Glück teilen, also machte ich mich auf den Weg zu Dally. Sie war in der Kantine und kümmerte sich um jüngere Kinder, als ich sie überrumpelte: „Dally, Dally, ich muss dir was erzählen, komm schnell in mein Zimmer“. Ich rannte die Treppen hoch, in mein Zimmer und wartete auf sie. Ich erzählte ihr, dass der Mann wieder aufgetaucht sei und mich als neues Talent entdeckt hatte, doch sie war ganz und gar nicht von dieser Nachricht überzeugt. Sie fragte mich mehrmals, wie der Mann ausgesehen und was er genau zu mir gesagt hatte. Darauf fragte ich sie, ob sie sich denn nicht für mich freuen würde. Sie meinte: „Doch, aber das hat sich in diesem Moment anders angefühlt.“ Das war keine echte, sondern eine aufgeregte und neugierige Freude. Außerdem meinte sie, dass sie gerne mitkommen würde.

Da sie wusste, wo und wann ich auf der Straße sang, fing sie mich gleich am nächsten Tag an meiner Stelle ab. Sie war das erste Mal nicht in Arbeitsklamotten und sah so aus, als ob sie kein Auge zugemacht hatte. Als ich anfang zu singen, hörte sie mir aufmerksam mit einem mulmigen Lachen zu, bis plötzlich der Mann hinter ihr auftauchte und ihr eine Hand auf die Schulter legte.

Dally brach in Tränen aus und ich hörte sofort auf zu singen. Ich ging zu ihnen rüber, wollte wissen, was los war.

„Aaliyah, wir müssen dir was erzählen“, sagte der Mann.

Na klar, denkt ihr euch jetzt alle, was hat das denn für einen Hintergrund? Wieso weint Dally?

Auf diese Geschichte wäre noch nicht mal ich gekommen. Der Mann, der mir ständig beim Singen zugehört hatte, war mein Vater und Dally, die seit drei Jahren bei mir im Heim gearbeitet hatte, ist meine Schwester. ,

Der Mann, also mein Vater, schilderte mir, wieso er verschwunden war und wieso er mich ins Heim gesteckt hatte. Bei meiner Geburt ist meine Mutter gestorben, er war nicht in der Lage, mich großzuziehen.

Dally dagegen blieb bei ihm, aber als sie 18 war, machte sie sich auf den Weg, um mich zu finden und dann kam die freie Stelle im Heim gerade recht.

Ach so, vielleicht noch etwas: Dally heißt nicht Dally sondern Dalayah. Schön, oder?

Die Liebe zur Musik habe ich von meiner Mutter und meinem Vater geerbt, das war die Leidenschaft der beiden. Mittlerweile bin ich 19 Jahre alt und spreche gerne und offen über meine Geschichte. Ich bin glücklich, meinen Vater und meine Schwester nun an meiner Seite zu haben.

Von nichts auf alles. Also merkt euch, dass sogar der ärmste Mensch, der für seine Träume kämpft und den Willen besitzt, sich alles verdienen kann und dadurch zum reichsten wird.

Chiara Lipscomb, 14 Jahre

Cherry Blossoms

Die Schule ist schon seit zehn Minuten aus, trotzdem mache ich mich erst jetzt auf den Heimweg. Ich bevorzuge es, alleine nach Hause zu laufen. Wenn man den Weg mit anderen Leuten geht, zieht er sich meist sehr lange und das kann ich bei dem warmen Wetter momentan wirklich nicht gebrauchen. Ich stecke meine Kopfhörer in die Ohren und mache mich auf den Weg.

In der Wohnung meiner Mutter, in der ich nach 20 Minuten eintreffe, begrüßt sie mich auch gleich: „Hallo Jackson, es gibt gleich Essen.“ Sie umarmt mich kurz. Ich ziehe meine Schuhe aus und will in mein Zimmer gehen. In der Küchentür steht mein Vater, ich werfe ihm einen flüchtigen Blick zu ohne etwas zu sagen.

In meinem Zimmer werfe ich mich auf mein Bett, genieße den vertrauten Geruch. Es riecht nach frischer Sommerluft, wahrscheinlich weil das Fenster schon eine Weile offen steht. Ein zwitschern-der Vogel lenkt meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich beobachte ihn, er ist auf dem Kirschbaum im Nachbargarten gelandet. Ich mag Kirschblüten, sie sehen so weich und unschuldig aus.

Plötzlich werde ich aus meinen Gedanken gerissen, mein Vater bricht bei seinem Eintreten fast die Türklinke ab. Auf einmal werde ich ganz steif. Meine Hände verkrampfen sich, während ich meine Bettdecke umklammere. Ich starre meinen Vater an, er stinkt nach Alkohol. „Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du deine Schuhe nicht im Flur stehen lassen sollst,“ sagt er mit ungewohnt ruhiger Stimme.

Ich stehe auf, mit gesenktem Blick antworte ich: „Ich werde sie jetzt gleich holen.“

Ich will an ihm vorbei, doch er hält mich fest: „Du bist zu nichts zu gebrauchen!“, schreit er.

Erschrocken zucke ich zurück.

Er brüllt weiter: „Du bist dümmer als ein Hund, sogar ihm könnte man schneller beibringen seine Schuhe wegzuräumen.“

Ich schaue an meinem Vater vorbei auf den Flur und sehe meine Mutter. Mit leerem Blick steht sie dort.

Dann spüre ich einen stechenden Schmerz in meiner rechten Wange. Ich kneife meine Augen zusammen, mein Vater hat mich schon wieder geschlagen. Nachdem ich meine Augen wieder geöffnet habe, schaue ich zu meiner Mutter. Doch die Tür ist geschlossen und mir wird klar, dass es nicht der letzte Schlag war.

Am nächsten Tag verlasse ich das Haus frühzeitig, um der Konfrontation mit meiner Mutter oder meinem Vater aus dem Weg zu gehen. Die klare Morgenluft kühlt mein Gesicht und lässt meine Nasenspitze rot werden. Es ist noch dunkel, als ich die Straße runter in Richtung Schule laufe. Niemand ist zu sehen, ich bin ganz alleine draußen, aber mit Kopfhörern in den Ohren und laufender Musik ist es gar nicht so einsam.

Die Schule ist noch geschlossen, als ich ankomme – was habe ich auch sonst erwartet. Ich presse mein Gesicht an die Glasscheibe, um hinein zu sehen.

„Wenn du in die Schule einbrechen willst, musst du ein wenig früher kommen, jetzt lohnt es sich nicht mehr“, höre ich eine Stimme hinter mir.

Überrascht drehe ich mich um. Vor mir steht ein Junge, etwa in meinem Alter, größer als ich und mit einer Zigarette in der Hand. Seine Kleidung lehnt ein wenig an den Rockerstyle an. Er trägt eine schwarze, zerrissene Hose, die mit Ketten verziert ist und ein schwarzes AC/DC-T-Shirt.

„Kenne ich dich?“, frage ich ihn etwas skeptisch.

Er lächelt: „Noch nicht. Mein Name ist Ezra, ich gehe ab heute hier auf die Schule.“

Meine Gesichtszüge werden weicher, doch bevor ich antworten kann, werde ich unterbrochen.

„Jackson, was machst du schon so früh hier?“, ruft ein Mädchen, die in einer Gruppe von Schülerinnen steht, mir zu. Ich drehe mich noch einmal zu Ezra um, er lächelt mir aufmunternd zu, wahrscheinlich um mir zu bestätigen, dass ich gehen darf.

Ich weiß nicht, warum ich auf eine Erlaubnis gewartet habe, Ich kenne ihn nicht mal und schuldig bin ich ihm auch nichts. Aber irgendwas an ihm hat mich daran gehindert, einfach so zu gehen.

Ich gehe rüber zu den Mädchen, die sich sichtlich freuen, dass ich komme. Sie fangen sofort an, mir Fragen über alles Mögliche zu stellen, aber ich höre ihnen gar nicht richtig zu. Meine Augen überfliegen den Hof auf der Suche nach Ezra, aber es scheint, als wäre er verschwunden.

„Hey Jackson, hör mir zu!“, sagt ein anderes Mädchen ein wenig empört, während sie an meinem Ärmel zupft. Ich drehe mich zu ihr. Um ehrlich zu sein, habe ich keine Ahnung, wer diese Mädchen sind, bestimmt habe ich sie ein paar Mal in den Pausen gesehen, aber das war es auch. Ich bin relativ beliebt an meiner Schule - größtenteils wegen meines Aussehens, aber viele Freunde habe ich deshalb trotzdem nicht. Eigentlich gar keine, wenn man es genau nimmt. Es gibt aber ein paar Leute, mit denen es angenehm ist zu reden.

Als ich sehe, dass die Tür der Schule aufgeschlossen wird, stehe ich auf, ohne ein Wort zu sagen und lasse die Mädchen hinter mir sitzen. Sie starren mir hinterher, aber keine traut sich, etwas zu sagen.

Der Unterricht hat schon begonnen und dennoch sitzen die meisten Schüler noch nicht auf ihren Plätzen, der Lehrer schafft es kaum, sie zu kontrollieren. Plötzlich öffnet sich die Tür und ein Junge tritt ein. Alle schauen aufmerksam zu ihm – auch ich. Es ist Ezra.

Der Lehrer wendet sich an ihn: „Hallo, mein Name ist Mr. James, du bist neu hier?“

Ezra lächelt, es ist ein anderes Lächeln als das, das er mir geschenkt hat, es scheint kälter.

„Ja ich bin neu, mein Name ist Ezra und ich bin 17 Jahre alt. Ich bin erst gerade hierher gezogen, bitte behandelt mich gut.“

Beim letzten Satz lachte er ein wenig. Sofort fing das Getuschel an. Einige Mädchen fanden ihn sehr attraktiv und die Jungs schienen eher genervt, vielleicht eifersüchtig? Aber wenn ich ehrlich bin: Er sieht wirklich sehr gut aus. Er hatte ein langes Gesicht, schmale rehbraune Augen und blasse Haut, die aber sehr gut zu seinen dunkelbraunen Locken passt. Ich dagegen habe gefärbte, platinblonde Haare und gebräunte Haut. Mein Gesicht ist breiter und meine Augen dunkler.

Als Mr. James ihn auffordert, sich einen Platz zu suchen, läuft er zielsicher rüber zu meinem Tisch. Er setzt sich neben mich mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht, er riecht ein wenig nach Zigaretten, aber das stört mich kein bisschen. Ich bin froh, dass er sich neben mich gesetzt hat.

Und genau an diesem Tag beginnt unsere Freundschaft. In den folgenden Wochen wachsen wir immer mehr zusammen. Wir machen alles Mögliche, wir schwänzen die Schule und klauen im Supermarkt. Wir spielen den Lehrern Streiche und fahren spät nachts raus aufs Feld. Genau in solch einer Nacht erzähle ich Ezra von meinem Vater und er erzählt mir von seinen Problemen.

Seine Eltern haben ihn, als er klein war, oft alleine gelassen und sich wenig um ihn gekümmert. Deshalb hat er kein enges Verhältnis mit ihnen, dennoch scheint er ein sehr offener und fröhlicher Mensch zu sein. Er scheint mich zu verstehen und er kränkt mich nicht mit gespielter Mitleid.

In jenen Momenten, vor allem nachts am Feld, fühle ich mich gut. Ich vergesse für einen Moment die Sorgen, die Angst vor meinem Vater. Vielleicht kann ich auch irgendwann so sorglos und frei sein wie die im Wind treibenden Kirschblütenblätter im Nachbarsgarten.

Ronja Kretzer, 15 Jahre

Gegen die Natur?

Ich muss es ihnen heute sagen, ich muss es einfach. Ich kann sie nicht länger belügen. Außerdem ist das Elektra nicht fair gegenüber. Aber wie...

„Miss West, haben sie eine Antwort auf meine Frage?“ Ich war so in meinen Gedanken vertieft, dass ich komplett vergessen hatte, wo ich bin.

„Hä, was?“

„Was ist denn heute bloß los mit Ihnen?“

Genau, was ist bloß los mit mir? So etwas ist mir noch nie passiert.

„Oh, entschuldigen Sie. Wie war noch mal die Frage?“ Verlegen schaue ich zu Mr Coper, in der Hoffnung, dass er meine Unaufmerksamkeit entschuldigt.

„Welche Aufgabe hat die Ozonschicht?“

„Ähm...“ Wieso weiß ich das jetzt nicht? Oh Mann, Hailey denk' nach. Ich schaue fragend zu Mr Coper, der ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden tippt.

„Na? Haben sie zum ersten Mal keine Ahnung, um was es sich bei der Frage handelt? Ich bin enttäuscht, Miss Hailey West.“

Oh Shit, er hat meinen vollen Namen genannt, das heißt, er ist sauer. Ich seufze und schaue ihn bedröppelt an.

„Miss Hilton, wissen...“

„Die Ozonschicht hält die für den Menschen schädliche UV-Strahlung der Sonne zurück, so dass diese nicht die Erdoberfläche erreicht.“

Ich grinse und bin froh, dass mir die Antwort doch noch eingefallen ist und hoffe auf ein Lob von Mr Coper. Stattdessen läuft er rot an und es sieht nicht so aus, als wolle er mich loben.

„Miss Hailey West...“

Ich beiße mir auf die Lippe, um nicht laut loszulachen. Es sieht unglaublich lustig aus, wie der kleine Mr Coper versucht, sich groß zu machen und rot wie eine Tomate ist. „Sie wissen ganz genau, dass ich es nicht haben kann, wenn mich jemand unterbricht.“

Jetzt fängt er an zu schreien und ich höre auf zu lachen. „Sie werden jetzt sofort dieses Zimmer verlassen und bis zur nächsten Stunde einen fünfseitigen Aufsatz über die Klimaerwärmung schreiben.“

Ich schaue betroffen zu Boden und würde am liebsten im Erdboden versinken. Ich packe so schnell ich kann meine Sachen zusammen und verschwinde durch die Tür nach draußen.

Mein Weg führt mich zur Toilette. Ich schließe die Tür hinter mir und gehe in eine Kabine. Ich setze mich auf den Toiletten-Deckel und vergrabe mein Gesicht in meinen Händen.

„Hailey? Bist du hier?“

„Ja, ganz hinten.“

Rose klopft an meiner Kabinentür. „Darf ich rein kommen?“

Ich mache die Tür auf und schaue sie traurig an. Sie kommt rein und setzt sich auf den Boden. „Ach, Hailey, was ist denn los mit dir? Es ist doch eher meine Aufgabe, die Lehrer sauer zu machen.“ Sie schaut mich mit einem schwachen Lächeln an.

„Ich kann das nicht mehr!“ Mir steigen die Tränen in die Augen.

„Was kannst du nicht mehr?“

Jetzt fange ich komplett an zu heulen. „Rose, ich bin lesbisch. Ich habe seit zwei Monaten eine Freundin und traue mich nicht, es jemandem zu sagen. Es tut mir sooo leid, dass ich es dir nicht erzählt habe.“

Rose hatte ihre Hände beruhigend auf meine Knie gelegt, aber jetzt zog sie sie weg. „Du bist lesbisch? Du bist seit zwei Monaten in einer Beziehung?“

Ich schaue zu Boden. Rose steht enttäuscht auf und öffnet die Tür.

„Rose, bitte warte!“

„Wieso? Du erzählst mir ja sowieso nichts.“

Mit diesen Worten geht sie hinaus. Ich bleibe noch kurz sitzen, dann gehe auch ich aus der Toilette. Die anderen haben noch fast eine halbe Stunde Unterricht. Entweder ich gehe in die Cafeteria und esse schon mal zu Mittag oder ich setze mich unter einen Baum und lese. Ich entscheide mich für Variante 2, hole meine Tafel Schokolade aus meiner Tasche – durch die Schokolade werde ich wieder glücklicher – nehme mein Buch und gehe nach draußen.

Ich schlage mein Buch auf und fange an zu lesen. Auf einmal höre ich Geschrei, ich blicke auf und sehe zu meiner Enttäuschung, dass jetzt alle Mittagspause haben. Aus meinem Augenwinkel nehme ich eine Person wahr, die sich auf mich zu bewegt. Genervt schaue ich hoch und sehe meinen Bruder. „Logen, was willst du? Ich habe echt keine Lust auf Standpauken.“

„Deswegen bin ich nicht hier.“ Logen setzt sich neben mich.

„Pass lieber auf, dass dich niemand mit mir sieht, sonst bist du deinen *Status* los.“

Ihr solltet wissen, dass mein Bruder DER beliebteste Junge auf der Schule ist. Er sieht echt gut aus, im Gegensatz zu mir. Wir sind zwar Zwillinge, haben aber so gut wie nichts gemeinsam.

„Ach hör doch auf.“ Er schaut mich mit einem besorgten Blick an. „Hailey, was ist los?“

„Nichts und wenn, hat es dich nicht zu interessieren.“

„Ich bin dein großer Bruder und muss auf dich aufpassen.“

„Du bist gerade mal drei Minuten und sechsundzwanzig Sekunden älter.“

„Du hast es Rose gesagt, oder?“

Ich schaue kurz zu Boden. „Was meinst du?“

„Du weißt genau, was ich meine. Vergiss nicht, mein bester Freund ist mit Rose zusammen.“

„Schön, dass ihr hinter meinem Rücken über mich redet.“ Ich stehe auf, um zu gehen, weil ich keine Lust habe, mit meinem Bruder darüber zu reden.

„Jetzt warte!“ Logen hält mich am Arm fest. Ich versuche mich loszureißen, was aber nicht funktioniert. Er zieht mich mit sich. Ich schreie, in der Hoffnung, dass er mich doch noch loslässt.

„Jetzt halt deinen Mund!“ Hinter einer Mauer lässt er mich los. „So und jetzt sagst du mir, was passiert ist.“

„Ich wurde aus dem Unterricht geschmissen, weil ich nicht aufgepasst habe. Rose ist mir hinterher gelaufen und wollte wissen, was mit mir los ist. Das habe ich ihr erzählt und sie ist enttäuscht weggegangen. Zufrieden? Kann ich jetzt gehen? Ich muss mir noch überlegen, wie ich es Mum sage.“

„Du willst es wirklich Mum und Dad sagen?“

„Nein, ich will es nur Mum sagen.“

Er schaut mich entsetzt an. „Du hast doch gesehen, was passiert, wenn du es jemandem sagst.“

„Dir ist hoffentlich klar, dass Rose nicht Mum ist, oder? So und jetzt entschuldige mich, ich habe noch zu tun.“ Ich lasse Logen stehen und gehe in die Cafeteria.

Nach Kunst habe ich aus. Ich packe meine Sachen und will gerade das Zimmer verlassen, als mein Handy klingelt.

„Hey Hailey!“

„Hey Elektra, was gibt's? ich dachte, wir telefonieren erst um 15:00 Uhr.“

„Ja, ich weiß, aber ich kann später nicht. Deswegen dachte ich, ich rufe jetzt kurz an. Hast du es deinen Eltern gesagt?“

„Nein, aber Rose. Und sie ist jetzt voll sauer auf mich.“

„Wieso? Weil du lesbisch bist? Das hätte ich echt nicht von ihr gedacht.“

Ich lache kurz auf. „Nein, sie ist sauer auf mich, weil ich ihr nichts von unserer Beziehung gesagt habe.“

„Ich habe dir doch gleich gesagt, du sollst es ihr sagen. Ich kann sie irgendwie verstehen.“

„Ja, ich weiß. Du, ich muss auflegen, ich verpasse sonst den Bus.“

„Oh Mann! Wieso fährst du nicht mit deinem Bruder?“ „Nachdem er mich verleugnet hat, jedem in der Schule gesagt hat, ich sei verrückt und dass ich mir nur ausdenke, seine Schwester zu sein? Mit Sicherheit NICHT!“

Ich lege auf und renne los. Außer Atem komme ich an der Bushaltestelle an und bekomme grade noch den Bus. Nach 20 Minuten bin ich endlich zuhause. Meine Eltern sind nicht da und mein Bruder hat noch Football, also bin ich alleine zuhause. Ich gehe kurz unter die Dusche dann lege ich mich mit meinen Kopfhörern ins Bett und schließe die Augen.

„Hey Schatz.“ Ich spüre eine warme Hand auf meiner Schulter und weiß, dass es meine Mum ist. „Wie spät ist es?“

„17:00 Uhr“

Ich schrecke hoch. „Was?! Schon so spät? Ich muss wohl eingeschlafen sein.“

„Das vermute ich auch.“ Sie lacht.

Ich fange auch an zu lachen. Und dann platzt es aus mir heraus. „Mum, ich stehe auf Mädchen.“ Sie hört auf zu lachen und schaut mich mit einem Blick an, den ich nicht deuten kann.

„Sag doch was.“

Auf einmal fängt sie wieder an zu lachen. „Oh, Schatz dachest du wirklich, dass ich das nicht weiß?“

„Ähm, nein. Findest du das nicht schlimm?“

„Nein, wieso denn? Wir leben im 21. Jahrhundert.“

„Und was ist mit Dad?“

„Nichts, was soll mit ihm sein? Als ich die Vermutung hatte, dass du lesbisch bist, habe ich mit ihm darüber geredet und das einzige, was er gesagt hatte, ist, dass er sich ja dann keine Sorgen machen müsste, dass du aus Versehen schwanger wirst.“

Erleichtert umarme ich sie. „Logen wollte nicht, dass ich es dir sage. Ich habe Rose davon erzählt und sie ist sauer geworden und daraufhin meinte er, ihr würdet auch so reagieren.“

„Hailey, er macht sich Sorgen um dich. Er will nicht, dass du verletzt wirst.“

„Lustig, denn er ist der einzige, der mich bisher so richtig verletzt hat. Und jetzt sag nicht, dass er sich entschuldigt hat, denn ich habe ihm nicht verziehen.“

„Schon gut.“ Sie lacht kurz auf und schaut mich dann mit einem erwartungsvollen Blick an. „Willst du sie eigentlich mal zu uns einladen? Wie heißt deine Freundin denn?“

„Elektra. Ja, ich würde sie liebend gerne einladen.“

„Na dann.“ Sie steht auf. „Samstag um 19:00 Uhr zum Abendessen.“ Erleichtert und glücklich nicke ich.

Meine Mutter verlässt das Zimmer und ich lasse mich auf mein Bett fallen. In diesem Moment bin ich wohl der glücklichste Mensch der Welt, nein des Universums.

Zwei Tage später

Gestern habe ich Elektra von den guten Neuigkeiten erzählt und sie ist genauso happy wie ich. Jetzt sitze ich am Tisch und frühstücke.

„Hörst du jetzt gar nicht mehr auf zu grinsen?“, ätzt mein Bruder.

„Lass deine Schwester glücklich sein.“

„Danke Mum. Was ist heute eigentlich mit dir los?“

Mein Vater kommt ins Zimmer und antwortet für ihn. „Er ist unglücklich verliebt.“

„DAD!“ Logen wird rot.

„Aww, du bist verliebt? Wie süß!“, ziehe ich ihn auf. „Und ihn wen?“

„In deine beste Freundin.“

„DAD, halt jetzt deine Klappe.“

„Du bist in Rose verliebt?“ Ich bin ziemlich überrascht.

„Ja und? Jetzt lass mich in Ruhe.“

Logen steht auf, nimmt sich seinen Rucksack und geht nach draußen.

„Michael, musste das jetzt sein.“ Meine Mum schaut meinen Dad streng an.

„War doch lustig und eigentlich wollte er, dass es Hailey erfährt.“

Ich schaue beide schräg an. „Was ist bei euch eigentlich schief gelaufen? Er hätte es mir selbst sagen müssen.“ Mit diesen Worten gehe ich aus der Tür und zur Bushaltestelle.

In der Schule angekommen, gehe ich gleich zu den Schließfächern. Allerdings muss ich mir erst meinen Weg durch die Menschen bahnen. *Wieso stehen die alle da rum?* Ich bemerke, dass alle auf MEIN Schließfach schauen und als ich näher trete, sehe ich den einen Zettel daran hängen.

Lesbisch sein ist gegen die Natur.

Lesbisch sein wird in allen „heiligen Schriften“ der großen Religionen verboten (Thora, Bibel, Koran).

Für Homosexuelle ist kein Platz in einer Nation, die wir immer noch Gottes Land nennen.

Homosexualität ist eine Krankheit, die ausgerottet werden muss. Es sollte verboten werden, das gleiche Geschlecht zu lieben.

Mit Tränen in den Augen reiße ich den Zettel ab und bahne mir den Weg durch die Schüler. Ich will einfach nur weg. Kurz bevor ich den Ausgang erreiche, sehe ich meinen Bruder mit Rose und ihrem Freund. Voller Wut gehe ich zu ihnen. „Bist du jetzt zufrieden?“ Ich drücke meinem Bruder den Zettel auf die Brust.

„Bitte?“

„Nur weil ich glücklich bin und du keine Chance hast, mit Rose zusammen zu kommen, versaust du mir mein Leben.“

Er liest den Text. „Ich habe das nicht geschrieben und mein Liebesleben geht dich einen Scheißdreck an.“

Er gibt den Text an Rose weiter. Mich wundert, dass Rose nicht überrascht zu sein scheint, dass mein Bruder sie mag.

„Ach, und wer soll es sonst gewesen sein? Du, Rose und unsere Eltern sind die einzigen, die davon wissen. Auch wenn Rose und ich zurzeit Stress haben, traue ich ihr das nicht zu. Also bleibst nur noch du übrig.“

„Hailey, es war wirklich nicht Logen“, mischt Rose sich ein. Es war James.“

„Dein Freund James? Der, der hier neben mir steht?“

„Ja, das ist sein Schriftstyle und ich habe ihn gesehen, wie er was an deinen Spind geklebt hat.“

„Wie kannst du das meiner Schwester antun?“, brüllt Logen ihn an.

„Hallo? Sie ist eklig und unnormal“, sagt James und verzieht das Gesicht.

Ich stehe starr da und glotze James an. Was habe ich ihm je getan, dass er mir so weh tut.

„Das 19. Jahrhundert hat angerufen, es will seine Meinung zurück. Wieso bist du mit mir zusammen, wenn du was gegen unnormale Menschen hast?“, knurrt Rose. „Hatet jetzt nicht alle gegen mich sondern gegen dieses Schwein!“ Er zeigt auf mich und jetzt kommen mir endgültig die Tränen. Wieso ist er so gemein zu mir?

Rose umarmt mich. „Unsere Beziehung ist hiermit beendet“, brüllt Rose James an. Dann geht sie mit mir nach draußen.

Das war vor drei Monaten. Ich bin immer noch mit Elektra zusammen. Wir sind wirklich glücklich. Mein Bruder ist endlich mit Rose zusammen, nach vielem Hin und Her. Ihr seht: kein Leben ist perfekt, es hat Höhen und Tiefen. Aber es gibt Menschen, die immer für dich da sind und spätestens, wenn du einen Tiefpunkt erreicht hast, weißt du, wer wirklich zu dir hält. Bleibt stark, meine Sahneschnittchen.

Emily Elbert, 15 Jahre

Blutmond

Seit dem letzten Vollmond steht mein Leben völlig auf dem Kopf. Es ist eine große Zahl an Menschen auf geheimnisvolle Weise gestorben, und auch ich wurde angegriffen. Die Erinnerung daran ist sehr schwach und ich bekomme jedes Mal stechende Kopfschmerzen, wenn ich versuche, mich zu erinnern, deshalb konnte ich auch der Polizei nicht mit meiner Zeugenaussage weiterhelfen. Alles was ich weiß ist, dass mich ein Wesen mit menschlichen Zügen und leuchtend roten Augen auf den Boden gestoßen hat. Danach ist alles verschwommen, nur schwarz.

Seitdem hab ich das Gefühl, mich verändert zu haben und das in mehreren Aspekten. Früher war ich immer total unsportlich und vergesslich, aber ich habe mehr Ausdauer, wenn ich joggen gehe

und mein Gedächtnis hat seither auch jede Kleinigkeit bei sich behalten. Selbst meine Freunde erkennen mich nicht mehr wieder. Das ist wohl auch einer der Gründe, warum ich kaum noch Kontakt mit einigen von ihnen habe.

Langsam kam ich wieder zu Bewusstsein, als die Schulglocke ertönte und mich und meine Mitschüler von dem schrecklich langweiligen Physikunterricht befreite. Ich packte meine Schulsachen ein und begab mich in den Flur, als Letzter von allen. Ich war schon immer irgendwie anders als die Anderen, aber jetzt fühlt es sich besser an, anders zu sein, denn ich weiß, dass ich mich ins Gute verändert habe.

In Gedanken schlenderte ich durch den Flur und geradewegs aus der Schule heraus. Kaum hatte ich das Schulgelände verlassen, sah ich ihn auch schon, er ist nicht zu übersehen, mein bester Freund Henry. Er ist der einzige richtige Freund, der mir noch geblieben ist. Er ist sehr schlau und weiß immer, wie er mich aufmuntern kann, wenn ich mal wieder zu pessimistisch bin und kurz davor bin, etwas Unüberlegtes zu machen. Er ist wirklich eine gute Seele und ich weiß das sehr zu schätzen.

„Hey Vincent, wie war die Schule? Bist du wieder eingeschlafen?“, begrüßte er mich schmunzelnd.

„Haha, schon klar, dass du schon wieder die alte Geschichte auskramst. Das ist schon Monate her und außerdem wünsche ich dir auch einen wundervollen Tag, mein lieber Henry. Du bist wieder gut drauf, ich sehe schon.“

Lachend legt er mir eine Hand auf die Schulter. „Ich hab das ja nur gesagt, weil deine Haare wieder so unordentlich sind. Es ist wirklich schade, dass du nichts aus deinen hübschen weißblonden Haaren machst. Wenn ich du wäre, säße ich schon längst in einer großen Villa irgendwo in LA und verdiente mein Geld als Model, aber du denkst ja, dass wäre unrealistisch.“

„Weil es das ja auch ist, aber genug davon. Hast du schon gehört? Heute ist Vollmond. Ich weiß auch nicht, aber ich habe ein ungutes Gefühl dabei. Ich hab mich da mal informiert, laut einer Statistik aus Bayern sterben zu 27,3551% mehr Menschen auf unerklärliche Weise an Vollmondnächten.“

„Du machst dir da definitiv zu viele Gedanken, da wird schon nicht viel mehr passieren als sonst auch.“

Wir bahnten uns unseren Weg durch den Großstadtdschungel, welchen wir unsere Heimat nennen und wechselten kein Wort. Die Stille war bedrückend, so kenne ich das nicht zwischen uns beiden

„Habe ich es übertrieben?“, fragte ich vorsichtig, doch er schüttelte den Kopf und sah mich kurz an.

„Nein. Ich habe nur über das Thema Vollmond nachgedacht. Wenn dir das so nahe geht und es dich beruhigt, kannst du heute Nacht bei mir schlafen.“

Erleichtert atmete ich aus, weil mein bester Freund, mir meine Negativität ein weiteres Mal verziehen hatte und nicht, weil ich Angst hatte, alleine zu sein. Schließlich wohnte ich alleine.

Mit einer schnellen Bewegung wedelte Henry mit der Hand vor meinem Gesicht herum und ich starrte ihn völlig perplex an. „Hast du’s dir schon überlegt? Meiner Mom macht es bestimmt nichts aus, wenn du mal wieder bei uns übernachtet. Ich glaube sogar, dass sie sich freuen würde, wenn du wieder vorbei kommst, sie schwärmt ja ständig davon, wie erwachsen dein Auftreten ist und dass ich mir gleich zwei Scheiben von dir abschneiden sollte. Mir macht das nichts aus, keine Sorge. So ein bisschen Kindlichkeit schadet ja nicht, oder?“

Ich lächelte ihn leicht an. „Das tut es nicht, ich würde auch lieber etwas fröhlicher sein, bleib du nur wie du bist. Und, naja...“, ich atmete kurz durch „...ich muss leider deine Einladung ablehnen. Du weißt doch, ich ziehe das Unglück an wie Boy-Bands weibliche Teenager. Wenn heute wieder

einer dieser Tage ist, dann ziehe ich dich mit in mein Unglück rein und das will ich nicht. Du hättest das alles nicht verdient, du bist doch sowas wie mein Bruder.“

„Wooaahhhh, warte mal ganz kurz. Ich bin verwirrt, wie kann etwas, dass du sagst, so negativ und gleichzeitig so herzlich sein? Das kannst echt nur du machen und damit auch noch durchkommen. Schon gut, dann machen wir das ein anderes Mal. Passt das so für dich?“

„Nächste Woche würde gehen, am besten am Wochenende.“

Energisch nahm er meine Hand und schüttelte sie eine gefühlte Ewigkeit. „Dann haben wir einen Deal!“

Nach einem schnellen Abschlagen bog ich an einer Kreuzung ab und ging meinen restlichen Heimweg alleine. Kaum war er weg, fühlte ich mich einsamer als jemals zuvor. Vielleicht hätte ich mit ihm mitgehen sollen, oder war es besser so? Sollte ich mich umdrehen und ihm folgen?

Ich schüttelte meinen Kopf. Als ich den Schlüssel im Schloss herumdrehte und mich in meinem eigenen kleinen Heim einsperrte, waren die Zweifel verflogen.

Bis zum Abend hatte ich es geschafft, mir ein Essen zu kochen, die Hausaufgaben zu machen und als das beendet war, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Normalerweise bin ich hier nur sehr selten, nur zum Schlafen und Umziehen, aber heute war mir wieder danach, auf dem alten Piano meines Großvaters zu spielen. Passend zum Sonnenuntergang spielte ich ein leichtes, sanftes und auch etwas trauriges Lied und genoss die bunten Tupfer Farbe. Wie ich es vermisst habe, Musik zu machen und einfach... loszulassen. Mit einer letzten langsamen Ballade verabschiedete ich die Sonne.

Plötzlich verkrampften sich meine Finger und schräg klirrende Töne umgaben mich. Schmerzhaft versuchte ich meine beiden Hände zusammen zu führen. Waren sie zu kalt geworden? Ich atmete lange durch und versuchte, alles wieder zu ordnen, doch meine Finger wurden nicht wärmer. Ganz im Gegenteil, sie wurden eiskalt und danach breitete sich die Kälte über meine Arme in meinem ganzen Körper aus, bis sie auch meine Füße komplett umschloss. Voller Panik stand ich auf, stolperte über den Hocker, auf dem ich gesessen hatte und kämpfte mich bis zum Badezimmer. Ich musste sehen, ob sich was, ob ich mich verändert hatte.

Als ich mich schnell atmend über das Waschbecken beugte und mein Spiegelbild betrachtete, fielen mir meine extrem blasse Haut und danach meine Haare auf. Sie verfärbten sich in einer hohen Geschwindigkeit, Stück für Stück pechschwarz. Schockiert griff ich danach und verfolgte, wie sich die Dunkelheit auf meinem Kopf ausbreitete. Kaum war das vollendet, sah ich ein Leuchten in meinem Augenwinkel und bekam kurz danach mit, dass die Quelle dieses Lichtes meine eigenen Augen waren. Bedrohlich schimmerten sie mir in einem hellen Orange, beinahe schon gelb entgegen. Das war ich nicht mehr. Der alte Vincent war schon lange weg, verschwunden, gegangen. Ohne ein Wort, ohne Widerstand. Damals, in jener Nacht als ich von diesem fremden Wesen angegriffen wurde. Es machte aus mir, was es gewesen war. Ein Monster.

Mich überflutete die Lust, nach draußen zu gehen. Einfach raus in die Nacht, um zu erforschen, zu was ich alles im Stande war. Ich wollte den reinen Mond mit meinen eigenen Augen sehen. Ich musste es einfach tun. Ich richtete mich mit einer stockenden Bewegung auf und verließ mühsam das Bad. Im Flur angekommen, blieb ich stehen. Ich wusste, dass ich nicht rausgehen durfte, ich würde mich nicht mehr kontrollieren können, vielleicht würde ich sogar einen Unschuldigen verletzen.

Doch meine Beine gehorchten mir nicht mehr, sie wurden von der Dunkelheit gesteuert. Schleppend näherte ich mich dem Ausgang, und die Sorge um die Menschen, mit denen ich mich auch einst identifiziert habe, stieg in mir auf. Ich musste mich selbst aufhalten. Aber wie sollte ich das machen?

Ich schloss meine Augen und konzentrierte mich auf die weichen Klänge des Klaviers, die ich zuvor noch gehört hatte und für einen Moment hatte ich die Kontrolle zurück, es herrschte Frieden. Ich nutzte diese Chance, nahm zitternd den Haustürschlüssel in die Hand und warf ihn so weit weg wie möglich.

Noch in der Sekunde drehte ich mich um und ließ mich auf die Couch fallen. Ich hatte geschwitzt, nun wurde es mir kalt, ich hüllte mich in eine Decke. Warum musste ausgerechnet mir sowas passieren? Was hatte ich verbrochen?

Du solltest dankbar sein, dass du von uns auserwählt wurdest, so schwach und unbedeutend wie du einst warst, hat dich keiner gebrauchen können, Kind. Wir haben dich in den Kreis der Mondkinder aufgenommen. Wir sind die Elite der Elite. Unser aller Ziel ist, weitere Mitglieder zu sammeln und zusammen diese langweilige Welt zu besetzen. Klingt doch wunderbar, nicht wahr?

Bei den unerwarteten Worten, die so durchdringend wie eine Lautsprecherdurchsage waren, zuckte ich zusammen und versteckte mich tiefer in meiner Decke. Ich hatte eine Stimme gehört, es hatte sich fast so angefühlt, als würde ich selber sprechen, aber diese raue und tiefe Stimme war mir fremd. Ich versuchte, mich zu beruhigen und sprach, trotz wiederholter Muskelzuckungen, leise, aber bestimmt in die Leere des Wohnzimmers: „Ich habe keine Ahnung, wer du bist und warum du Kontrolle über meine Gedanken und meinen Körper hast, aber ich werde mir das nicht gefallen lassen. Ich will nicht noch mehr Menschen infizieren. Ich werde nicht in deinem kranken Plan mitspielen.“

Ich atmete nochmal durch und ballte meine Hand zur Faust. „Vielleicht habe ich keine Chance, dich aufzuhalten, aber ich werde es versuchen.“

Danach hörte ich ein leises, fast schon heiseres Lachen. Es schien so, als hätte ich die Stimme ein bisschen beeindruckt.

Beruhigt schloss ich meine Augen und ehe ich mich versah, zog es mich in eine andere Welt. Ich spürte eine leichte Brise an meiner Wange, etwas zog mich voran, bis ich in einer warmen Wolke, umgeben von Finsternis, landete. Ich traute mich nicht, meine Augen zu öffnen, bis ich ein leises Schnaufen hinter mir vernahm. Energisch drehte ich mich um und starrte meinem Gegenüber direkt in die Augen in der Hoffnung, er würde meine Nervosität nicht bemerken. Wer war das? War diese in schwarzen Laken gekleidete Gestalt der Besitzer der Stimme? Die Gestalt trat näher an mich heran und einzelne Lichtstrahlen trafen ihr Gesicht.

„Das kann doch nicht sein... das ist nicht wahr, das glaube ich nicht!“, schrie ich ihn verstört an.

„Hallo mein Freund, lange nicht mehr gesehen. Wann war das nochmal? Gestern? Wie war dein Wochenende?“ Dreckig grinste er mich an, Henry.

Er sah aber nicht aus, wie ich ihn kenne. Er war blasser, höher gewachsen und seine Haare hatten neben dem üblichen Schwarz noch einen bläulichen Schimmer.

„Du? Warum H..Henry? Wieso?“

„Diese Frage beantworte ich dir gerne! Ich bin nicht der, den du kennst. Vor acht Jahren bin ich auf diesen mickrigen Planeten gekommen. Wo ich herkomme, strebt jeder nach Macht und da es bisher jedem zu einfach gewesen wäre, die „Erde“, wie ihr sie nennt, anzugreifen, wollte ich damit anfangen. Ihr Menschen seid ja so naiv, was glaubst du, warum ich so lange als Henry mit dir befreundet war?“ Er grinste mich verschwörerisch an. „Ich habe dein Potential gesehen, Vincent. Du hast das Zeug dazu, mir zu dienen. Du bist würdig, mir Gesellschaft zu leisten, du hast eine gewisse Durchschlagskraft und dank deiner neuen Kräfte auch die Chance, ein guter Krieger zu werden. Zusammen werden wir noch vieles erreichen, Kind. Erst durch die Macht unseres Mondgottes hast du dich so prächtig entwickelt! Er wird uns schützen, begleiten und stärken, Vincent! Du verstehst das nicht, wir sind gesegnet!“

Erschüttert sah ich ihm zu, wie er mit ausgestreckten Händen auf mich zuing und ein unheimlich breites Grinsen aufgesetzt hatte. Voller Schrecken weiteten sich meine Augen und ich stolperte einige Schritte zurück. Ich zitterte am ganzen Körper. Mein bester Freund oder besser gesagt, mein früherer einziger Freund, hatte mich seit Jahren hinters Licht geführt, hatte mich so geschaffen, wie er mich haben wollte. Er war überhaupt kein Mensch. Ich atmete tief durch und richtete mich wieder auf. Mit glühenden Augen fixierte ich den Fremden.

„Vielleicht hast du mich zu dem gemacht, was ich heute bin, aber das bringt mich noch lange nicht dazu, dir zu folgen. Ich werde dir nicht helfen, du Psycho. Und selbst, wenn dies hieße, für immer alleine zu sein, würde ich lieber diesen Weg gehen, als dich mit deinen bösen Absichten zu unterstützen.“

Er blieb vor mir stehen und sah mich mit einer unerwarteten Traurigkeit in den Augen an. Er legte seine Hand auf meine Wange, die ich sofort weg schlug.

„Ich verstehe, Herr.“

War das ein Trick? Wollte er mich angreifen? Aber er tat nichts dergleichen, nein. Er kniete sich vor mir hin und sah mir sanft in die Augen.

„Bitte entschuldigt, mein Herr. Ich habe mich nie vorgestellt, mein Name ist Avior. Ich habe un-erlaubt ihren Planeten angegriffen, ich wusste nicht, ob ihre Existenz nur eine Legende ist. All die Jahre hatte ich Sie vor mir und doch nie erkannt. Ich werde die infizierten Menschen sofort freigeben und morgen abreisen. Ich wollte Sie nicht stören.“

Ich stand vor ihm und schluckte trocken. „Ich verstehe nicht. Was hat all das auf sich?“

„Sie haben den Mond in Ihren Augen. Sie sind die Person, die ich und viele weitere Bewohner dieses Sonnensystems anhimmeln, sie sind unser Gott. Ich werde die guten Neuigkeiten verbreiten und dafür sorgen, dass Sie und die Erde in Frieden weiterleben werden.“

Nadine Rüppell, 14 Jahre

Als du kamst

Zuhause (Montag)

Ich schmiss genervt meinen Schulranzen auf den Boden. Erst ging ich ins Bad, schminkte mich ab und nahm eine kalte Dusche. Erfrischt machte ich mich auf den Weg in die Küche, wo ich mir ein Wassereis aus der Tiefkühltruhe holte.

Genervt atmete ich aus. Ich hasste den Sommer! Es ist heiß, man schwitzt, überall fliegen diese ekligen Insekten herum und wenn man ins Freibad gehen will, muss man sich erst 10.000 Jahre rasieren.“

In meinen Gedanken verloren schlenderte ich in Richtung meines Zimmers. Dort angekommen schaltete ich den Ventilator an und setzte mich auf mein Bett. Ich genoss für einen Moment die Stille,

schloss meine Augen und atmete tief ein und wieder aus. Die Ventilator-Luft war erfrischend. Schon jetzt vermisste ich die Ferien, aber die Schule gab mir komischerweise Stabilität. (...) Erst jetzt bemerkte ich das ranzige, mit Klebeband verpackte Päckchen neben mir auf meinem Bett. Es war so groß wie ein Mäppchen. Neugierig suchte ich nach einem Absender, vergebens. Auf der Oberfläche des Paketes stand nur ganz groß und fett „L.J.“. Sonst nichts. Es sah aus, als ob das jemand aus der 1.Klasse geschrieben hatte.

Ich öffnete das Paket. „Nichts?“, fragte ich mich ungläubig. Naja, es war nicht nichts, es war eine Zeitung. Ich verdrehte die Augen und wollte das Paket schon weglegen, hätte ich nicht die Zeitung angehoben und bemerkt, dass sie gar nicht durchzulesen war. Die Seiten waren aneinander geklebt und sie war auch deutlich schwerer als sonst. „Was ist denn das für ‘n Dreck? Ernsthaft jetzt?! Ist das Sekundenkleber oder was?!“, fluchte ich vor mich hin. Ich schüttelte die Zeitung und etwas schlug an die Seiten. Vorsichtig riss ich die Zeitung auf. Ein edles Seidensäckchen fiel zu Boden, ein weiterer Zettel, der aussah wie ein Brief, hinterher. Verwundert hob ich die zu Boden gefallenen Sachen auf. Das Seidensäckchen war schwer. Es war aus silberner Seide mit rot bestickten Buchstaben „L.J.“ Es sah so aus, als würde sich Schmuck in dem Säckchen befinden.

„Was zum...“, fing ich meinen Satz an, als ich das Säckchen öffnete und ich eine Kette mit einem Rubin besetzten Medaillon entdeckte. Überwältigt von der Schönheit dieser Kette saß ich da und staunte. Die Kette war aus Silber und es sah aus, als ob eine Flamme in dem Rubin des Medaillons tanzte. Neugierig fing ich an, den Brief zu lesen:

„Liebe Lara Jean,

es tut mir so unfassbar leid, dass ich dich erst jetzt kontaktiere, aber ich habe keine andere Wahl. Es wurde die Todesstrafe über mich verhängt. Ich erwarte kein Beileid, aber ich würde gerne noch ein letztes Mal mit dir reden. Ich habe dich davor nie kontaktiert, weil du mich auch nie besucht hast. Ich hab als Vater versagt und das tut mir schrecklich leid. Wahrscheinlich lag es an dem Mord an deiner Mutter. Und wahrscheinlich wirst du auch nach zehn Jahren deine Meinung nicht ändern und mich besuchen. Doch du solltest wissen, dass ich dich und deine Mom geliebt habe. Ich hätte ihr nie was angetan. Ich fand sie tot, auf dem Boden liegend, mit dem Medaillon um ihren Hals. Den Beweis, dass ich es nicht war, hältst du in deiner Hand. Das Medaillon gehörte meiner Oma, deiner Ur-Oma. Es brennt jedes Herz aus, welches ihm nicht ebenbürtig ist und hält das Leben des Toten in sich versiegelt. Es ist das Geheimnis unserer Familie, unser Siegel. Es wird dich zur Antwort deiner Fragen führen, doch davor muss es dich auserwählen. Wenn du es um deinen Hals trägst, wird es anfangen zu leuchten und in Flammen aufgehen. Die Flamme wird brennen, du aber nicht. Vertrau mir! Dein Dad“

Weinend ließ ich alles zu Boden fallen. Alles woran ich glaubte, zerbrach wie ein Glas in tausend Stücke. Als ich sieben Jahre alt war, starb meine Mutter. Mein Vater wurde daraufhin wegen Mordes lebenslang ins Gefängnis gesperrt und meine Nachbarin, die beste Freundin meiner Mutter, zog mich seither mit meiner besten Freundin zusammen auf. Ich brauchte drei Jahre bis ich mir eingestehen konnte, dass es mein Vater war, der meine Mutter getötet hatte.

Dieser Brief hatte alles zerstört. Nein, das stimmt nicht, er lügt! Aber, er hat mich damals nie angelogen, als ich klein war. Er sagte immer, dass Lügen eine Sünde sei und es die Welt zu einem schlechteren Ort machen würde. Er war der beste Vater der Welt und ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich ihn nicht vermisse und mir wünsche, dass es nie passiert wäre. Ich brauchte Zeit um darüber nachzudenken. Die Kette versteckte ich unter meiner Matratze und legte mich schlafen. Noch immer liefen mir die Tränen übers Gesicht, doch die frische Ventilator Luft blies sie mir sanft über die Wangen.

Am nächsten Tag in der Schule (Dienstag)

„L. J. !“, hörte ich eine vertraute Stimme hinter mir. Es war Evie, meine beste Freundin.

„Warum hast du gestern schon geschlafen, als ich kam? Es war doch erst 17:30 Uhr? Und gegessen hast du wahrscheinlich auch nichts Richtiges, oder?“, fragte sie mich.

Beschämt schaute ich auf den Boden.

„Wusste ich`s doch!“, sagte sie lachend.

Noch immer den Blick gesenkt, lief ich den Schulflur entlang in die Richtung meines Spindes.

„Achtung!“, hörte ich Evie noch rufen, bevor ich gegen jemanden rumpelte und mein über eine Schulter gehängter Rucksack zu Boden fiel.

„Pass doch auf, wo du hinläufst, du hormongestörter Freak!“ schrie ich. Ich hatte noch keine Ahnung, wen genau ich gerade anschrie. Er war so groß, dass ich erstmal hochschauen musste, um ein Gesicht erkennen zu können. Es war ein Typ meines Alters. Er hatte schwarze glatte Haare mit einem Mittelscheitel, ein markantes Kinn und hervorgehobene Wangenknochen, welche von einem gestutzten Bart unterstrichen wurden. Seine türkis-blauen Augen schauten mich überrascht an:

„Sorry, ich hab dich nicht gesehen. Weißt du, ich bin neu hier und hab mein Klassenzimmer gesucht und dann gar nicht mehr nach vorne geschaut. Sorry nochmal“, entschuldigte er sich.

„Taten sagen mehr als tausend Worte“, sagte ich mit einem auffordernden Blick auf meinen Rucksack. Er verstand diesen offensichtlich und hob meinen Rucksack auf und gab ihn mir. Ich bemerkte einen Zettel, den er in seiner Hand hielt.

„Zeig mal her!“, forderte ich ihn auf. Er gab ihn mir, ich las ihn durch. „Also, Jones, du bist in meiner Klasse, wenn du dich an mich hältst, zeig ich dir, wo wir Unterricht haben.“ Ich wandte mich zu Evie und sagte: „Wir reden später, okay?“

„Okay, ich sehe dich dann zu Hause“, entgegnete sie mir und wir verabschiedeten uns.

Ich lief weiter in Richtung meines Spindes, Jones lief mir nach. „Ich heiße übrigens Chuck, Jones ist nur mein Nachname“, sagte er.

„Wow, wie spektakulär. Sei mir nicht böse, aber ich bin immer noch nicht interessiert“, entgegnete ich ihm gelangweilt.

Er lachte: „Bist du immer so drauf, oder ist das nur diese Woche so?“

Genervt schaute ich ihn an: „Falls du wissen willst, ob ich meine Tage habe, kann ich dich beruhigen, Idiot.“ Eine kurze Stille machte sich breit, und gerade als er seinen Mund wieder öffnen wollte, hielt ich an und holte meine Sachen aus dem Spind.

„Was zum ...“, wiederholte ich meinen Satz von gestern Mittag, doch auch dieses Mal beendete ich ihn nicht. In meiner Hand fand ich die Kette meines Vaters wieder. Verwirrt schaute ich sie an, noch immer tanzte die Flamme inmitten des Medaillons.

„Alles in Ordnung?“, fragte Chuck. Er sah besorgt, aber auch verwirrt aus.

„Ganz ehrlich? Nein“, sagte ich. Wie kam die Kette denn bitte in meinen Rucksack, wenn ich sie doch unter meiner Matratze verstaut hatte. Steckten Evie oder Sara, ihre Mutter, dahinter? Nein, das ging ja gar nicht, ich hatte ja auf der Matratze geschlafen.

„Okay. Kann ich dir irgendwie helfen oder so?“, fragte Chuck und holte mich in die Realität zurück.

„Entschuldigst du mich kurz?“, fragte ich ihn und rannte ohne auf eine Antwort zu warten auf das nächstbeste Klo.

Im Unterricht am selben Tag (Dienstag)

„L. J., schon wieder zu spät?“, fragte mich Herr Miller, als ich den Chemieraum betrat. Ich blieb stehen und um von meiner Verspätung abzulenken, fragte ich ihn: „Sie sind gut drauf, nehme ich an?“

Er lächelte und nickte: „Ich hoffe, du auch. Schließlich solltest du deinen neuen Arbeitspartner nicht direkt in der ersten Chemiestunde verjagen.“

Er deutete mit seinem Kopf in Richtung meines Platzes. Chuck saß dort allein an einem Zweiertisch, zu seiner Rechten saßen Jim und Tayler.

„Ich glaube, das habe ich heute Morgen schon erledigt“, meinte ich zu Herrn Miller und setzte mich neben Chuck. „Wie ich sehe, hast du den Weg auch ohne mich gefunden“, sagte ich lächelnd zu ihm, während ich meine Sachen auf den Tisch legte.

„Oh, ja. Mit Verspätung, aber schließlich hab ich es ja gefunden“, sagte er.

„Sorry wegen vorher. Jetzt muss ich mich wohl entschuldigen?“, sagte ich versöhnlich.

„Nein, schon gut, aber du schuldest mir ein Essen in der Mensa, und dort erklärst du mir, welcher Tisch den Strebern, Sportlern und Cheerleadern gehört, okay?“

Wir lachten.

„Deal“, sagte ich.

In der Mittagspause (Dienstag)

„Hey, L. J.!\“, hörte ich Chuck in der Mensa nach mir rufen. „Schon vergessen? Du schuldest mir ein Essen?“

Er setzte sich neben mich. „Und dir schuldest du offensichtlich auch noch eins. Also, was ist los, wieso hast du noch nichts zum Essen geholt?“

Ich zeigte auf die lange Schlange. „Wenn ich mich dort jetzt anstellen würde, täten meine Füße am Ende weh und ich fände keinen Platz mehr. Wahrscheinlich hätte ich mein Essen erst, wenn die Pause schon fast vorbei ist. Außerdem hab ich nur fünf Dollar dabei und das billigste Essen kostet drei Dollar und weil ich dir ein Essen in der Mensa schulde, fehlt mir jetzt ein Dollar, nicht böse gemeint, Jones.“

Er zog die Augenbrauen hoch: „Du kannst einem den Tag echt vermiesen, weißt du das? Okay, hör zu, scheiß auf die Mensa. Wir gehen rüber zum Dönerladen, eine Straße weiter. Dort kaufst du dann eine Pizza und die teilen wir uns.“

Ich schaute ihn genervt an: „Vom heutigen Tag an hasse ich dich. Wir dürfen das Schulgelände nicht verlassen, sonst bekommen wir einen Eintrag und bei drei Einträgen fliegst du von der Schule. Ich hab schon zwei und zusätzlich hab ich jetzt auch noch Bock auf Pizza bekommen.“

Er lachte: „Kreativität ist wohl nicht so deine Stärke. Ich hole die Pizza, bringe sie auf den hinteren Pausenhof und du nennst mich nicht mehr Jones und sagst mir deinen richtigen Namen, Deal?“

„Deal“, sagte ich und gab ihm meine fünf Dollar.

15 Minuten später kam er mit einer Pizza, einer Cola und einer Hand voller Servietten auf mich zu. Ich empfing ihn mit einem breiten Grinsen. „Bitte, sag mir, dass du den Karton noch nicht geöffnet hast.“

„Was? Warum sollte ich?“, fragte er.

„Weil das jeder macht! Was echt dumm ist, schließlich will ich den Duft auch genießen?!“

Er lachte, dann setzte er sich neben mich auf den Boden und legte erst die Servietten auf den Boden, dann die Cola-Flasche und die Pizza darauf. „Ich öffne sie auf Drei. Eins, zwei... und Drei.“

Er hob den Deckel des Kartons an und der Duft der frischen Pizza umhüllte unsere Gesichter. Sie roch köstlich. Es war eine Pizza Margherita der feinsten Art.

„Ich wusste nicht, ob du Vegetarierin bist oder so, also habe ich eine Margherita geholt. Hoffe, das ist okay?“

„Mehr als okay, Hauptsache Pizza. Übrigens ist mein Lieblingsessen Lasagne.“ sagte ich.

„Also keine Vegetarierin.“

Wir nahmen uns beide ein Stück Pizza und genossen den ersten Bissen in gefräßiger Stille.

„Lara Jean“, sagte ich nach meinem ersten Stück, er war bereits mit dem zweiten Stück fertig und nahm sich schon ein drittes.

„Dein Name?“

Ich nickte und zeigte dann auf die Cola. „Woher hast du die eigentlich? Das Geld hat doch nur für die Pizza gereicht?“

„Du hast mir nur ein Essen geschuldet, kein Trinken. Die hab ich bezahlt, aber bedien' dich ruhig. Also Lara Jean, jetzt schuldest du mir noch eine Vorstellung der Tische mit den Strebern, Sportlern und Cheerleadern in der Mensa. Wehe, du vergisst das.“

Wir lachten, auch wenn der Satz nicht der lustigste war. Chuck ließ mich meine Probleme vergessen, ich fühlte mich wohl mit ihm, konnte mit ihm lachen.

„Ich schulde dir auch noch eine Entschuldigung für den hormongestörten Freak im Gang heute Morgen...“, sagte ich.

„Und eine Erklärung für dein plötzliches Verschwinden kurz vor Schulbeginn heute Morgen.“

Er hatte ein Talent dafür, bei mir immer zur falschen Zeit das Falsche zu sagen. „Chuck, ich will dich nicht anlügen, also sag ich es offen heraus. Bei mir ist nicht alles okay. Ich will aber eigentlich mit niemandem darüber reden... Warum weiß ich auch nicht. Vielleicht habe ich ja Angst, dich oder andere damit zu verjagen.“

„Okay, falls du irgendwann mal reden willst, sag Bescheid und ich bin für dich da. Schließlich bist du hier das einzige mir bekannte Gesicht in der Schule.“

Er schenkte mir ein herzliches, wohlwollendes Lächeln, gab mir ein Stück Pizza und fand recht schnell ein neues Thema. „Also..., ich bin erst gestern richtig hergezogen. Das heißt, ich habe keinen Plan, wo was eigentlich ist. Mit Ausnahme von dem Weg zur Schule, der Schule, meinem Haus und dem Dönerladen. Also würde ich mir gerne von dir mal die Stadt zeigen lassen.“

„Na gut, aber nur, weil du so lieb fragst, Schleimer“, sagte ich und verdrehte schmunzelnd die Augen. Wir tauschten unsere Nummern aus, aßen das letzte Stück der Pizza und gingen in die Schule zu unserem Klassenzimmer.

Drei Tage später in der Mittagspause (Freitag)

„Ich hab sechs Dollar dabei!“ schrie ich gut gelaunt zu Chuck, der in der Mensa an unserem neuen Stammtisch saß.

„Das freut mich echt für dich, aber ich bin heute dran mit Bezahlen. Du hast die ersten zwei Tage gezahlt, schon vergessen? Und ich gestern.“

Ich zog einen Schmolle Mund. „Ach Mann, ich war voll motiviert zu bezahlen. Egal, weißt du was? Ich zahl heute und du dafür am Montag und Dienstag. Ich dann wieder Mittwoch und du dann Donnerstag, dann wieder ich und so weiter, okay?“

„Ich hab dir gestern geschrieben, dass ich zahle. Was hast du denn gemacht, sonst hängst du doch immer am Handy?“

„Serienmarathon mit Evie“, erwiderte ich.

„Evie, ist das nicht deine Schwester?“

„Nein, meine beste Freundin. Ihre Mutter hat mich mit ihr großgezogen, seitdem ich sieben bin. Ich wohne bei ihr und ihrer Mutter.“

Eine weibliche Stimme mischte sich in unser Gespräch ein: „War das nicht, nachdem dein Vater deine Mutter umgebracht hat? Oder war es, als er nach Alcatraz verschifft wurde wegen schlechter Führung?“

Es war Cheryl, die da sprach. Sie war das It-Girl in unserer Schule und ihre Stärke bestand darin, andere Leute runterzumachen. Sie ergriff erneut das Wort und wandte sich an Chuck: „Ich bin Cheryl, hey. Du bist der Neue, nicht wahr? Wie heißt du, Hübscher?“

Sie warf ihr rotes langes Haar zurück und lächelte ihn an. Sie war wirklich hübsch, aber nur äußerlich. Hinter ihr standen ihre Mädchen, sie alle waren im Vergleich zu mir Riesen.

Chuck sah überrascht aus, er schaute mich an, ich senkte meinen Blick, dann schaute er wieder zu Cheryl.

„Cheryl, sei mir nicht böse, aber ich rede gerade mit Lara Jean und ich wüsste nicht, was dich dieses Gespräch angeht?“

„Es war süß, dass er mich beschützen wollte, aber ich wollte nicht auf Cheryls schwarzer Liste noch höher steigen.“

„Ich weiß, dass mich euer Gespräch eigentlich nichts angeht, aber ich wollte dich nur schützen. Man weiß ja nie, ob es in den Genen weitergegeben wird, den Lover beziehungsweise die Loverin zu töten. Du weißt schon, safety first“, sagte Cheryl und zwinkerte ihm zu.

„Ich... ich muss los. Geschichte“, stotterte ich, nahm meinen Rucksack und rannte Richtung Ausgang.

„Lara Jean!“, hörte ich Chuck hinter mir rufen, bevor ich endgültig die Mensa verlassen hatte.

Im nächsten Moment spürte ich ein schmerzendes Stechen in meiner Brust. Ich sah alles verschwommen, bis sich die erste Träne aus meinen Augen löste und über meine Wange lief. Ich rannte den ganzen Weg nach Hause. Als ich ankam, bekam ich kaum noch Luft. Angestrengt versuchte ich meine Atmung unter Kontrolle zu bekommen, da bemerkte ich, dass Sara, Evies Mutter vor mir stand.

„L.J., wieso bist du schon hier? Hast du nicht noch Schule? Bist du etwa gerannt?“, überfiel sie mich mit ihren Fragen.

„Dir auch einen schönen Tag“, entgegnete ich ironisch. Keuchend wischte ich mir mit dem Ärmel über das Gesicht und tat so, als ob ich nur den Schweiß wegwischen wollte.

„Warum bist du gerannt? Du weißt doch sicher noch, dass du Asthmatikerin bist, oder?“, sagte sie ebenso ironisch.

Ich hielt ihr mein Asthmaspray entgegen: „Ist leer. Außerdem ging es mir nicht gut... Ich hatte Fieber. Deshalb bin ich gerannt. Ich hab gehört, dass man Fieber bekommt, um Bakterien auszuschwitzen. Also dachte ich mir, dass ich nachhelfen könnte?“

Erwartungsvoll schaute ich sie an. Sie hob ihre Augenbrauen und sagte in einem ruhigen, strengen Ton: „Ab in dein Zimmer!“ Ich gab ihr mein Asthmaspray und tat, was sie wollte.

Am Freitagabend im Wohnzimmer (Freitag)

Mein Timer klingelte, ich stand auf und holte das Popcorn aus der Mikrowelle. Der Geruch von Karamell und Popcorn stieg mir in die Nase und ich bekam sofort Hunger.

„Ich rieche Popcorn und Karamell, was gucken wir?“, hörte ich Evie hinter mir rufen, als sie die Treppe herunter stampfte. Der Fernseher war bereits angeschaltet und die Netflix-Startseite war zu sehen. Evie setzte sich auf das Sofa und suchte in unserer Liste Filme. Sie las die Beschreibungen

durch, notierte sich Sachen im Handy und wiederholte das Ganze. Ich musste noch die Spülmaschine ausräumen, weshalb es sich ganz gut traf, dass Evie schon suchte.

„Was willst du gucken?“, fragte sie mich.

„Einen Horrorfilm, oder?“

„Ja, ich hätte: ‚The Babysitter‘, ‚Don‘t knock twice‘, ‚Don‘t breathe‘, ‚The Ring 2‘ oder ‚Veronica‘, zählte Evie auf.

„Um was geht es in ‚Don‘t knock twice‘?, fragte ich.

„Es geht um eine drogensüchtige Mutter, deren Tochter eine kinderstehlende Hexe aus dem Reich der Legenden befreit hat. Mein Favorit ist allerdings ‚Don‘t breathe‘. Drei Typen brechen bei einem blinden älteren Ex-Soldaten ein und werden von ihm verfolgt. Gucken wir den?“, fragte sie begeistert.

Obwohl ich meinen Film besser fand, stimmte ich ihr zuliebe zu und wir starteten den Film. Nach etwa 40 Minuten machten wir eine Pinkelpause und neues Popcorn. Während wir dem Mikrowellen-Popcorn zuhörten, wie es nach und nach aufpoppte, nutzte Evie die Gelegenheit um mich auszufragen:

„Ich wollte dich das schon ewig fragen. Wie ist der hormongesteuerte Freak in deiner Klasse so? Du weißt schon, der von Dienstag, aus dem Gang, mit den schwarzen Haaren?“

Ich grinste, Evie gefiel er offensichtlich.

„Er ist ganz okay.“

Evie schaute mich fragend an: „Ganz okay, im Sinne von...?“

„Okay halt. Wir sind Freunde. Und warum fühlt sich das so an, als ob ich von einem Bullen verhöhrt werde?“

Evie lachte zufrieden. „Das muss ich von meinem Vater haben. Aber das ist hier zum einen nicht das Thema und zum anderen steht der Typ save auf dich.“

„Was laberst du denn jetzt?“, fragte ich lachend

„Du weißt genau, was ich mein!“, sagte sie herausfordernd.

„Hast du das gehört, da hat jemand geklingelt!“, erwiderte ich. Ich hatte keine Lust mehr über Chuck zu reden, weil ich eh dachte, dass er nichts mehr von mir wissen wollte.

„Also ich hab nichts gehört, L. J.?“

„Ich bin mir ganz sicher! Weißt du was, ich schau nach und du kümmerst dich um das Popcorn?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, rannte ich zur Tür. Ich öffnete sie und war mir sicher, niemanden vorzufinden und schnell wieder in meine vorgewärmte Decke auf dem Sofa schlüpfen zu können. Doch vor der Tür stand Chuck.

„Was machst du denn hier?“, fragte ich ihn verblüfft. Er lehnte sich zurück und sagte nur: „Ich? Stehen!“

Ich schüttelte verwirrt den Kopf: „Ja, ja, schon klar. Aber ich meine, was machst du *hier*?“

Er hob eine Augenbraue an und sagte: „Wie siehst du denn eigentlich aus?“

Ich schaute an mir herunter. Ich trug eine neonorangene Hose mit dicken schwarzen Nähten, die mir gerade so über den Po reichte, und ein hellgrünes Top, welches einen sehr tiefen Einblick ermöglichte. Ich hatte einen Knoten unten in das Top gemacht, so dass es auch noch meinen Bauch freilegte. Meine schwarzen Haare waren fettig und zu einem halb durchgezogenen Zopf hochgebunden. Mein Gesicht war ungeschminkt und ich hatte Creme auf meine Pickel geschmiert.

„Ich... ähh... bettfertig?“

„Bettfertig?“, wiederholte er ungläubig und schnipste mir ein Popcorn von der Schulter. „Es ist halb acht?“

Er schaute mich verwirrt an.

„Du solltest gar nicht hier sein“, platzte es aus mir heraus. „Hättest du mir nicht schreiben können, dass du kommst? Außerdem dachte ich, du kennst dich hier gar nicht richtig aus, was machst du denn hier? Hast du kein eigenes Zuhause?“

„Also erstens: Du solltest auch nicht hier sein. Zweitens: Ich habe dir geschrieben, du hast es nur nicht gelesen. Drittens: ja, ich kenn mich hier nicht aus, habe dich allerdings auf Snapchat geaddet und bin der Snapchatkarte gefolgt. Und viertens: Ich habe ein eigenes Zuhause.“

Er hatte recht, ich hatte ihm nicht geschrieben, weil ich nicht an meinem Handy war. Allerdings ist das keine Entschuldigung dafür, dass er vor meiner Haustür stand.

„Was willst du, Chuck?“ fragte ich ihn mit einem scharfen Ton.

Er lächelte mich liebevoll an und sagte in einem vertrauten, freundschaftlichen Ton: „Dir sagen, dass du mich nicht wegen der Geschichte deines Vaters verlieren wirst.“

Ich wusste nicht, ob ich ihn anschreien oder ob ich ihn umarmen und ihm danken sollte. Dafür, dass er mich und meine verkorkste Familie akzeptierte. Wir beide standen einfach da und sagten eine lange Zeit nichts. Dann griff er in seine Hosentasche und zog eine silberne Kette mit einem Saphir besetzten Medaillon hervor, in dem eine Welle Gestalt annahm und tanzte. Sie glich der Kette meines Vaters sehr.

Verblüfft schaute ich die Kette an, dann wieder ihn.

„Was ist das?“, fragte ich.

Ich glaubte, die Antwort zu wissen, doch ich wollte sie von ihm hören.

„Mein Onkel sitzt auch in Alcatraz fest, wegen eines Mords, den er nie begangen hat. Ich weiß, wie es dir geht, glaub mir. Ich habe das selbst durchgemacht. Das war auch zum Teil der Grund, weshalb ich nicht wollte, dass du meinen Nachnamen so laut sagst. Ich hatte Angst. Ich war dabei, als das Herz meiner Tante aufhörte zu schlagen. Als sie die Kette anlegte, sammelte sich Wasser in ihrem Herzen. Ihr Herz konnte das nicht aushalten und sie starb. Mein Onkel hatte den Krankenwagen gerufen, doch es war zu spät. Er gab mir die Kette, bevor der Krankenwagen kam und sagte, dass ich ihn besuchen solle, wenn ich bereit bin. Ich denke, ich bin jetzt bereit, meinen Onkel und deinen Vater da raus zu holen. Bist du dabei, Lara Jean?“

Ich nahm ihn in meine Arme. Ich hatte nicht vor, ihn wieder loszulassen. „Ich bin dabei, Chuck Jones“, flüsterte ich ihm ins Ohr.

Ab diesem Tag saßen Chuck und ich Tag und Nacht zusammen und versuchten, Lösungen zu finden, um unsere Familienmitglieder aus dem Knast zu holen. Jeden Monat besuchten wir seinen Onkel und meinen Vater. Wir entschieden uns, vor Gericht zu gehen und die Geschworenen von der Unschuld seines Onkels und meines Vaters zu überzeugen. Wir spielten auf Gefühle an und erzählten, wie die beiden vor ihrer Verhaftung waren. Es war klar, dass wir die Ketten nicht erwähnten. Sie hätten uns für verrückt erklärt und uns kein Wort mehr geglaubt. Nach einem langen Kampf um die Gerechtigkeit wurden Chucks Onkel und mein Vater freigesprochen.

Ich denke, dass ich das alles niemals ohne Chuck geschafft hätte. Irgendwie war es immer er, der mir bei allen meinen Problemen half und mich immer wieder auf die Beine zog, wenn ich gefallen war. Er war das Beste, was mir passieren konnte und vielleicht hatte Evie ja Recht und er empfand mehr als nur freundschaftliche Liebe für mich. Ich weiß es nicht.

Doch ich weiß, dass ich immer auf ihn zählen kann und ich bei ihm keine Angst mehr haben muss und einfach nur ich sein kann. Und auch wenn ich mir mehr mit ihm hätte vorstellen können, denke ich, dass ein echter bester Freund das Wichtigste ist.

Adele Hirschfeld, 15 Jahre

Ich und meine Identität

„Hast du eigentlich schon den neuen Beitrag von Nicole gesehen?“, fragt Cyrill.

Natürlich habe ich ihn gesehen, die ganze Schule hat das, denke ich.

„Du weißt, ich gebe das wirklich ungern zu, aber wie, um Himmels willen, ist man in der Lage, so etwas Geniales zu veröffentlichen?“

„Ja, der ist echt gut“, erwidere ich.

„Mehr hast du dazu nicht zu sagen? Ich meine, wie gut kann man einen Menschen beobachten, dass man sogar herausfindet, dass der Hausmeister sich seine Utensilien von seiner Mutter kaufen lässt?“

Ohne etwas zu erwidern, verspüre ich ein schuldiges Gefühl und muss daran denken, wie ich heute Morgen wild darauf losgeschrieben habe, um es noch rechtzeitig in die Schule zu schaffen.

Ich bin Page Klee und der gemeinste Mensch, den ich je kennenlernen durfte. Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr veröffentliche ich auf meiner anonymen Schülerseite jeglichen Klatsch und Tratsch über die Kingdom High. Am Anfang habe ich das als Zeitvertreib angesehen, der nach einer Weile zu einem großen Hobby von mir wurde. Je mehr ich über andere Personen berichtete, desto mehr Aufmerksamkeit bekam die Seite. Es macht mir sehr viel Spaß, über Sachen zu schreiben, die andere Menschen gerne lesen. Nach einigen Monaten hatte die ganze Schule Interesse daran gefunden, wie ich über das Leben anderer Menschen berichtete.

Irgendwann habe ich angefangen über private Sachen zu schreiben, die ich mehr oder weniger durch Zufall mitbekommen habe. Mittlerweile geht es so weit, dass die Texte den Ruf der betroffenen Personen einmal kräftig durchschütteln.

Auch wenn es nicht so überkommt, tut es mir wirklich leid. Der Grund, warum ich weiter über Sachen schreibe, die mich nichts angehen, ist, dass die Menschen sich für mich interessieren.

Um ehrlich zu sein, habe ich keine Ahnung, wie es dazu gekommen ist, dass jeder denkt, Nicole wäre die Verfasserin. Noch weniger verstehe ich, weshalb sie nicht sagt, dass sie es nicht ist. Ganz geschweige davon, frage ich mich, ob sie weiß, dass ich es bin, die unter ihrem Namen schreibt. Ich wage dies zu bezweifeln, da sie mir immer noch genau so wenig Aufmerksamkeit schenkt, wie sie es schon vor meinem Erfolg getan hatte.

Es ist Mittwochmorgen und wir haben Geschichte zur ersten Stunde. Unser Lehrer fährt den Computer hoch und wenige Sekunden später wird der Anmeldebildschirm auf dem Smartboard angezeigt. Der ganze Raum wird mit Gemurmel und Gelächter durchflutet, bis sich das Menü auf dem Bildschirm öffnet und meine Klasse (inklusive mir) in eine Schockstarre verfällt.

Alle schauen auf den Hintergrund des Bildschirms, der einen Screenshot meines Beitrags von letzter Woche zeigt, der neben dem Text ein eindeutiges Bild von Mr. Sutter, festumschlungen mit seinem Partner, zeigt. Mir rutscht mein Herz in die Hose. Für einen Moment fühle ich mich entblößt, da mir ruckartig der Gedanke kommt, dass er weiß, dass ich dafür verantwortlich bin.

Naja, theoretisch bin ich ja nicht diejenige, die den Hintergrund eingestellt hat. Er scheint meine Seite wohl nicht zu kennen, geschweige von dem Beitrag Kenntnis genommen zu haben.

„Sind Sie das?“, ertönt eine etwas verschnupfte Stimme von hinten.

Mr. Sutter scheint dies sichtlich unangenehm zu sein. „Wer war das?“ möchte er wissen. Stille. „Wer auch immer das war. Schäm dich! Ich hoffe, dir kommt das Wort Privatsphäre bekannt vor. Und ja, das bin ich und ich möchte im 21. Jahrhundert nicht weiter darauf eingehen. Die Person, die

es, wie auch immer, geschafft hat, dieses Bild in die Finger zu bekommen und sich in meinen Einstellungen zu vergreifen, hat meiner Meinung nach, keinen Grund, sich gut zu fühlen.“

Obwohl ich weiß, dass dies an die schuldige Person gerichtet ist, überkommt mich ein unbeschreiblich widerwärtiges Gefühl. Es braucht keinen Psychologen um zu sehen, dass der Unterricht nicht mehr derselbe ist wie sonst. Mir ist klar, dass ihm bewusst ist, dass es Menschen gibt, die seine Gefühle nicht nachvollziehen wollen/können. Doch ebenfalls ist klar, dass so einige seiner Schüler zu diesen Menschen dazu gehören, was den Unterricht mit gewisser Abneigung bereichern wird. Da bin ich mir sicher.

Nachdem wir vom Geschichtsunterricht (der mir übrigens wie eine halbe Ewigkeit vorkam) entlassen wurden, treffe ich Cyril, der in meiner Parallelklasse und gleichzeitig mein bester Freund ist, im Schulflur. Wir gehen in den Pausenhof. Hinter uns sehe ich zwei Mädchen mit Tränen in den Augen, die ich nur vom Sehen kenne und bin mir nicht sicher, ob es diese Mädchen sind, über die ich neulich etwas verfasst habe.

Ich höre Cyril nur flüchtig zu, weil ich an den armen Mr. Sutter denken muss und was ich mit meinem Beitrag angerichtet hätte, wenn er nicht überraschenderweise sehr vernünftig reagiert hätte.

Die Pause sowie die darauffolgenden Unterrichtsstunden vergehen wie im Flug und ich erfahre im Nachhinein, dass ich der Grund war, warum die Mädchen geweint hatten. Dies war nicht schwer herauszufinden, nachdem Schüler auf Nicole zuliefen und sich über die Beiträge beschwerten, worauf ich mich gefragt habe, ob sie sich öfters solche Beleidigungen und Beschwerden anhören muss. Was jedoch die Fragen aufwirft, warum sie sich das gefallen lässt, obwohl sie nicht die Verfasserin ist.

Nach diesem langen Schultag habe ich etwas Zeit für mich verdient, denke ich. Ich lege mich mit meinem Rücken auf mein Bett und positioniere mein Laptop auf meinen Knien, um den aktuellen Stand meines neusten Beitrags anzuschauen. Ganz viele Daumen nach oben und unbeschreiblich viele Kommentare, womit ich nicht gerechnet hätte. Auf den ersten Blick freut mich das sehr. Nachdem ich aber mehrere Kommentare durchgelesen habe, bemerke ich, dass die Mehrheit der Schüler nicht sonderlich begeistert zu sein scheint. Das dazugehörige Bild zeigt einen Schüler, der sich in der Eisdiele unserer Kleinstadt über die Theke lehnt und es danach aussieht, als wolle er die Kasse öffnen. An dem Tag, als ich das Bild geschossen hatte, war ich zufälliger Weise ebenfalls da. Eigentlich wollte er sich nur eine Serviette holen, da der Verkäufer nicht zu sehen war. Doch aus einem bestimmten Blickwinkel konnte man dies falsch verstehen, was ich für mich genutzt und ein Foto davon gemacht habe, das ich anschließend ins Internet stellte. „Schaut mal, wer sich dieses Mal unbeobachtet gefühlt und sich einfach am Geld der Mitarbeiter vergriffen hat“, hatte ich darunter geschrieben.

Im Nachhinein wünschte ich, dass ich das lieber gelassen hätte. Einige Kommentare sind verletzend gegenüber dem Jungen. Doch die meisten sagen, dass ich eine schreckliche Person sei und er große Probleme kriegen kann, wenn das Bild weiter verbreitet wird. Es kommen Kommentare wie „Ich kenn ihn nur zu gut und weiß ganz genau, dass er das nicht tun würde.“ und „Man kann alles ins negative Licht stellen, fotografiert man nur vom richtigen Winkel.“ oder „Ich kann es einfach nicht glauben, dass du sowas ins Internet stellst“ mit ganz vielen wütenden Emojis dahinter.

Doch die Kommentare, die mich am meisten getroffen haben, sind überdimensional lange Texte, wie „Ich mag deine Seite ja wirklich. Sie bringt mich immer zum Lachen und ich bin jedes Mal aufs Neue fasziniert, wie du so manche Sachen herausfindest, obwohl ich nicht erfreut wäre, wenn ich auf diesen Bildern drauf wäre. Dieses Bild geht meiner Meinung nach wirklich zu weit. Man sieht doch schon an seinem Gesichtsausdruck, dass er ganz andere Absichten pflegt, als eine Eisdiele zu

überfallen. Wenn ich du wäre, würde ich das Bild löschen, da ich mich in der Situation, glaube ich, sehr niedergeschlagen fühlen würde...“

Ich klappe mein Laptop zu und versuche zu realisieren, was ich da gerade eigentlich gelesen habe. Ich weiß nicht, wann ich mich schlechter gefühlt habe, als in diesem Moment. Minuten vergehen, bis mir letztendlich die Tränen auf meiner Wange auffallen. Mich packt die Wut und ich beschließe, am nächsten Morgen mit Nicole zu sprechen.

Mit zittrigen Händen stehe ich vor Nicoles Spind, weil ich weiß, dass sie immer ihre restlichen Schulsachen herausholt, bevor sie in den Unterricht geht. Drei Minuten vergehen und ich sehe sie auf mich zulaufen.

„Hallo?“ fragt sie und sieht alles andere als erfreut aus.

„Hey... ähm, ich muss mit dir reden“ gebe ich zurück. An ihrem verwunderten und zugleich genervten Blick merke ich, dass sie nichts ahnt.

„Egal, was es ist, fass dich gefälligst kurz, danke.“

Allein dieser Satz zeigt schon, wie viel sie von mir hält. Für einen Moment überleg ich mir, ob ich ihr meine Identität wirklich erzählen soll. Schließlich rede ich drauf los und meine Wörter überschlagen sich, als hätte ich die Sätze zu Hause geübt. Ich erzähle ihr über mein anfangs noch kleines Hobby, das immer mehr anrichtet, wenn ich nicht schleunigst damit aufhöre, Bilder ins Internet zu stellen, die ich nicht in meiner Galerie haben sollte. Kurz überlege ich, ob ich mich entschuldigen sollte, aber weshalb sollte ich das tun, wenn sie diejenige ist, die sich als meine Person ausgibt. Vielleicht sollte sie sich lieber bei mir entschuldigen.

Nach ihrer schockierten Reaktion fiel es uns beiden nicht einfach, die richtigen Worte zu finden. Nach dem, was ich gesagt hatte, erwarte ich alles. Aber ein erleichtertes Schnauben kam mir keinesfalls in den Sinn.

„Meine Erlösung. Danke!“, sagt Nicole.

Ich bin verwirrt. „Warte, was? Ich bitte dich, das natürlich geheim zu halten, Nicole. Was denkst du denn bitte, weshalb ich dir das erzähle?“

„Geht's dir eigentlich gut?! Weißt du eigentlich, wie lange ich auf den Moment gewartet habe, mit der Person, die die dummen Sprüche der dummen Schüler verdient hat, zu tauschen? Es reicht mir, für etwas beschimpft zu werden, was ich gar nicht getan habe. Sondern du!“

Obwohl ich sie nur zu gut verstehen kann, möchte ich keinesfalls so behandelt werden. Ich möchte gar nicht wissen, wie schlecht sie sich fühlen muss. So manche Bemerkungen wünsche ich keinem auf dieser Welt. Ich muss wohl oder übel das Richtige tun.

„Was ich jetzt sage, fällt mir schwer“, fange ich an. „Du musst es niemandem erzählen, weil ich es selbst tun werde.“

„Von mir aus. Hauptsache, du machst mir nicht mehr mein Leben schwer!“

„Natürlich hätte ich es früher tun müssen, aber Menschen machen Fehler. Es gibt jedoch noch eine Sache, die mich interessieren würde. Aus welchem Grund hast du dich nicht gewehrt?“

Ihre Antwort kann ich an ihrem Gesichtsausdruck ablesen. „Da kam eines zum anderen. Die Berichte wurden ja auch als kreativ bezeichnet und anders als den schnulzigen Kram, den man sonst liest.“

Heute, eine Woche nach der Bekanntgabe, kassiere ich immer noch auf dem Weg ins Schulhaus von einigen Schülern tödliche Seitenblicke. Aber es werden weniger. Tatsächlich macht Nicole gerade Ähnliches durch, da die Leute es wohl nicht so toll fanden, dass sie sich für jemand anderes ausgegeben hat. Im Übrigen habe ich meine Seite deaktiviert und suche mir gerade ein anderes

Hobby, womit ich keiner Fliege etwas zu Leide tun kann. Ich hoffe, dass ich nach meiner Schulzeit vielleicht sogar darüber lachen kann, zu was ich einst fähig war.

Ishara Saliu, 14 Jahre

Diebstahl

„Willkommen bei Francos Eiscafé. Was möchten Sie?“, sagte ich lächelnd zu einem Paar, das in dem Eiscafé saß, wo ich gerade meinen Sommerferienjob begonnen hatte. Ich nahm die Bestellung auf und stellte mich wieder hinter den Tresen.

„Ah Giuseppe, pünktlich wie immer“, begrüßte mich mein Chef Franco, als er aus seinem Zimmer kam. „Deine letzte Schicht wird heute von Carlo, meinem Bruder, übernommen, da hast du früher Feierabend.“

„Okay, dann weiß ich Bescheid“, gab ich mit einem Lächeln zurück. Ich brachte dem Paar seine Bestellung. Ich arbeitete den ganzen Nachmittag lang im Eiscafé. Nach stundenlanger Arbeit kam ein Mann hinter den Tresen, der meinem Chef Franco ähnlich sah.

„Entschuldigung, aber hinter den Tresen dürfen nur die Mitarbeiter“, sprach ich den Mann freundlich an.

Der Mann lächelte. „Wir wurden uns noch nicht vorgestellt, ich bin Carlo.“ Er reichte mir die Hand.

„Oh, Verzeihung, ich habe grade erst hier angefangen und Franco meinte, dass ,wenn wir jemanden hinter dem Tresen sehen, der uns unbekannt ist...“

„...sollt ihr die Person höflich drauf hinweisen, dass nur Mitarbeiter hinter die Theke dürfen“, fiel mir Carlos ins Wort.

„Ja genau. Ich bin Giuseppe“, sagte ich und gab Carlos die Hand.

„Ich übernehme heute deine letzte Schicht“, sagte Carlo.

„Ich habe es schon von Franco mitbekommen“, sagte ich, zog meine Schürze aus und hängte sie an ihren Platz.

„Schönen Abend wünsch ich dir, Carlo“, sagte ich und ging nach Hause. Ich ließ meinen stressigen Arbeitstag hinter mir und schaute meine Lieblingsserie. Es sind Kriminalserien, die ich bevorzuge, ihr wisst schon, die, wo jemand ermordet oder bei jemandem eingebrochen wird und die Leute den Täter suchen. Ich schaute erstmal nur eine Episode. Das hatte ich festgelegt, da ich am nächsten Morgen früher als sonst arbeiten musste. Naja, nach der 3. Episode bin ich tatsächlich ins Bett gegangen.

Ding dong ding dong.

Ich haute auf meinen Wecker, um ihn auszuschalten. Ich ging in mein Badezimmer und richtete mich, dann in die Küche, wo meine Mutter schon Frühstück vorbereitet hatte.

„Buongiorno, Giuseppe“, begrüßte mich meine Mutter. „Ich habe dir Frühstück gemacht, weil du ja gleich arbeiten gehen musst.“ Sie zeigte auf den Teller, der bereits auf dem Esstisch stand.

„Danke, Mama, das ist lieb von dir.“

„Giuseppe, sag mal, wie lange gehst du heute arbeiten?“

„Heute nur bis 14 Uhr, Mama“, antwortete ich.

Ich genoss mein leckeres Frühstück mit einer leckeren Tasse Espresso. Als ich fertig gegessen hatte, verabschiedete ich mich und ging zur Arbeit. Das Eiscafé ist nicht weit von meinem Zuhause entfernt, ich brauchte nur 10 Minuten zu Fuß.

Als ich im Laden ankam, sah ich Franco hinter der Theke. Er sah erschrocken aus. Oder doch eher besorgt. Ich kann seinen Blick bis heute nicht einschätzen, er starrte einfach ins Leere.

„Guten Morgen, Franco“, sagte ich.

„Giuseppe, ich wurde bestohlen“, war seine Antwort. Ich ging zu ihm und sah, dass er vor einer leeren, geöffneten Kasse stand.

„Ich wurde bestohlen! Es ist vorbei, mit was soll ich denn jetzt bitte Zutaten einkaufen?! Ich bin aufgeschmissen!“ Er lief aufgeregt auf und ab und fuchtelte dabei nervös mit seinen Händen. „Mein Bruder muss aus Versehen die Kasse offen gelassen haben, da ich keine Einbruchspuren finden konnte. Oder er hat es mit voller Absicht gemacht, da er eigentlich den Laden vererbt bekommen sollte, aber ich ihn bekommen habe.“

„Beruhige dich doch erst einmal, Franco. Hast du denn schon die Polizei angerufen?“, lenkte ich ein.

„Ja, kurz bevor du hereingekommen bist. Wie soll ich denn heute den Laden öffnen?! Oder soll ich ihn für heute schließen? Aber so was kann ich doch nicht machen?! Das ist ein einziges Desaster!“

Er lief weiter auf und ab, was mich auch etwas nervös machte.

„Beruhige dich, die Polizei wird doch gleich da sein und dann wird sich das Ganze klären“, versuchte ich Franco zu beruhigen. „Wieviel Geld war denn in der Kasse?“

„800 Euro! Das ganze Geld habe ich die letzte Woche verdient und jetzt ich es weg. Arrivederci, Geld! Das werde ich nicht mehr sehen!“ Er lief weiter auf und ab.

„Wieso denkst du, dass du das Geld nicht wieder bekommst, Franco?“, fragte ich verwundert.

„Bei kleinen Diebstählen bleibt die Polizei des Öfteren nicht lang hängen, da es noch größere Verbrechen gibt, die Vorrang haben.“

Ich überlegte: „Wenn die Polizei den Täter nicht findet, tu ich das!“

Franco schmunzelte. „Das ist ja lieb von dir, dass du helfen willst, aber weißt du denn, wie so was geht?“

„Einen Dieb fassen? Na klar, weiß ich, wie so was geht. Ich hab es zwar noch nie gemacht, aber was haben wir zu verlieren?“

„Du hast recht. Ich wurde bestohlen. Schlimmer geht es ja wohl nicht.“

„Franco, um wie ein richtiger Kommissar zu arbeiten, brauche ich als erstes Namen von Verdächtigen und eine Liste der Namen von allen Leuten, die einen Schlüssel von dem Laden und von der Kasse haben.“

„Naja, jeder der einen Schlüssel für die Eingangstür hat, kann auch damit die Kasse öffnen“, erzählte mir Franco.

„Interessant“, murmelte ich und lief langsam auf und ab.

In dem Moment kam die Polizei durch die Eingangstür. Es waren zwei Polizistinnen, eine machte Fotos von der Kasse, die andere nahm Francos private Daten auf. Sie schienen uninteressiert an dem Fall.

Ich fand es total spannend, und mir war klar, dass die Polizei den Fall nicht bearbeiten würde. Das war meine Chance zu zeigen, was ich so alles drauf habe. Als die beiden Frauen fertig waren, verabschiedeten sie sich freundlich und gingen.

Ich legte Franco einen Stift und ein Blatt Papier auf den Tisch. „Notiere jetzt bitte die Namen.“

Während er die Namen aufschrieb, fragte er: „Und was machst du dann mit der Liste?“

„Ich fange mit dem Hauptverdächtigen an. In diesem Fall ist das dein Bruder, oder?“

„Ja, ich habe keinen so sehr im Verdacht wie ihn. Er war der Letzte gestern im Laden.“

„Verdächtig. Er hat ein Motiv und zwar die Eifersucht, weil du den Laden geerbt hast und nicht er. Er hatte auch den Moment. Er konnte gestern einfach das Geld mitnehmen und den Laden normal abschließen. „Franco, wie kam das denn eigentlich, dass Carlo meine Schicht übernommen hat?“

Franco runzelte die Stirn: „Naja, es kam von seiner Seite aus ganz plötzlich. Wir hatten Funkstille, seit ich den Laden bekommen habe. Vor ein paar Tagen rief er mich an und fragte, ob er im Laden arbeiten dürfte.“

„Und wie kam es dazu, dass er die letzte Schicht bekommen hat?“, fragte ich neugierig.

„Er fragte danach. Er meinte, dass er mittags woanders arbeitet, deshalb wäre es praktisch, wenn er die letzte Schicht bekommt.“

„Hmm, entweder es war von ihm geplant oder es ist einfach Zufall.“

„Und wie willst du das jetzt herausfinden, Giuseppe?“

„Ach, lass das nur meine Sorge sein.“

Ich blickte durch das Glas der Eingangstür und sah, wie Carlo auf uns zukam.

„Er kommt, er kommt!“, rief ich. „Franco, sag ihm nicht, dass der Verdacht auf ihm liegt. Erzähl von dem Einbruch und dass die Polizei hier war. Wenn ich dich nach Überwachungskameras frage, sagst du, dass du welche hast.“

Franco schaute etwas überfordert, sagte dann aber:

„Alles klar.“

Einen Augenblick später kam Carlo zur Tür herein. Franco saß auf einem Stuhl, ich stand neben ihm, meine Arme hinter dem Rücken versteckt, damit er nicht die Liste sah, die ich gerade noch rechtzeitig vom Tisch genommen hatte.

„Hallo“, begrüßte er uns. „Ist etwas passiert? Das Öffnungsschild hängt noch verkehrt herum, so dass es geschlossen zeigt.“

„Zieh doch erstmal deine Jacke aus und setz dich hin“, bot ich ihm an und zeigte auf einen Stuhl gegenüber von Franco.

„Es ist etwas passiert, Carlo“, erzählte Franco.

„Ich nehme dir deine Jacke ab und hänge sie hinten auf“, sagte ich freundlich zu Carlo.

Er reichte mir seine Jacke, ohne den Blick von Franco zu wenden. Er tat so, als ob es ihn interessierte, was er sagte. Ich konnte nicht einschätzen, ob es wirklich Interesse war oder einfach nur gespielt. Ich lief nach hinten in Francos Büro, dort konnten sie mich nicht sehen. Ich fasste in seine Jackentasche in der Hoffnung, seinen Geldbeutel darin zu fühlen. Auf der einen Seite war nichts, aber in der linken Tasche war etwas. Ich zog es aus der Tasche, es war ein Geldbeutel.

Voller Angst, dass ich erwischt werde, öffnete ich. Und da hatten wir es: Einen 500-Euro-Schein sowie drei 100-Euro-Scheine. Ich schloss den Geldbeutel wieder und schob ihn wieder in die Tasche. Ich hängte die Jacke auf und lief zu den Brüdern.

„...und dann bist du gekommen“, endete Franco seine Erzählung.

„Oh armer Bruder, sie finden bestimmt den Täter“, versuchte Carlo Franco zu beruhigen.

Es war Zeit für meine brillante Idee: „Franco, hast du vielleicht Überwachungskameras?“, fragte ich.

Franco sprang auf „Stimmt!! An die habe ich gar nicht gedacht!“, sagte er laut und erleichtert.

Carlos Gesicht verzog sich. Er wurde rot und bekam Schweißperlen auf der Stirn. Seine Fußspitzen tippten nervös auf den Boden. Man sah ihm ins Gesicht geschrieben, dass mit ihm etwas ist.

„Dann schaut ihr die Überwachungsvideos an, ich muss noch was erledigen“, sagte er. Er lief nach hinten ins Büro, um seine Jacke zu holen.

Ich schaute Franco mit einem Grinsen an. Franco verstand nicht, wieso ich ihn so angrinste. Als Carlo wiederkam, schauten wir beide wieder normal. Er verabschiedete sich.

Kaum war er aus der Tür, fragte mich Franco: „Und jetzt?“

„Er hat genau die Reaktion gezeigt, die ich wollte. Er wurde nervös und ergriff die Flucht. Ich habe in seiner Jackentasche seinen Geldbeutel gefunden: es waren ein 500-Euro-Schein und drei 100-Euro-Scheine drin.“

Franco blickte nachdenklich: „Hmm. In der Kasse waren 800 Euro, aber eher kleine Scheine und rund 100 Euro in Münzen.“

„Er könnte es einfach in der Bank umgetauscht haben“, beruhigte ich Franco. „Da fällt mir ein, dass um die Ecke eine Bank ist. Komm mit, wir gehen dorthin.“

Auf dem Weg zur Bank erklärte ich Franco, dass ich ein Bild von Carlo brauchte. Er suchte eines in seinem Handy.

„Ah, da habe ich eines“, sagte er erleichtert.

„Gut, wenn ich sage: So sieht er aus, dann zeigst du dem Personal das Bild.“, sagte ich zu ihm.

Als wir in der Bank ankamen, sahen wir, dass nur eine Bankerin an einem Tisch stand.

„Guten Tag“, begrüßte uns die Frau.

„Guten Tag. Wir brauchen Informationen. Könnte ich mit dem Angestellten reden, der gestern Abend zwischen 18 und 20 Uhr hier gearbeitet hat?“, fragte ich.

„Sie sprechen schon mit ihr“, antwortete sie mit einem Lächeln.

„Haben sie vielleicht gestern Abend diesen Mann gesehen?“ Franco zeigte ihr das Bild.

Sie überlegte nicht lange: „Ja, der war gestern hier.“

„Hat er zufällig Geld umgetauscht? In Höhe von insgesamt 800 Euro?“

„Also, er hat Geld umgetauscht, aber den genauen Betrag weiß ich nicht mehr. Es könnten 800 Euro gewesen sein, da bin mir aber nicht sicher, da er auch viele Münzen dabei hatte.“

„Okay, und was haben sie ihm dann ausgehändigt?“

„Drei 100-Euro-Scheine und einen 500-Euro-Schein.“

„Okay. Dankeschön.“

Wir gingen aus der Bank und liefen wieder zum Eiscafé. Zu unserer Überraschung sahen wir, dass Carlo da war. Als wir rein kamen, schaute er beschämt auf den Boden.

„Ihr habt es ja schon auf dem Video gesehen und es tut mir leid, ich schäme mich dafür. Ich habe große Geldschulden, die musste ich begleichen und zwar schnell. Da ich gefeuert wurde, wollte ich es hier versuchen.“

„Also gibst du zu, dass du Franco gestern Abend 800 Euro gestohlen hast?“, fragte ich ihn mit ernster Stimme.

„Ja!“

Er schaute vom Boden auf und sah Franco an. „Es tut mir auch wirklich leid.“

Er schob eine Faust auf Franco zu, dann öffnete er sie. In seiner Hand lagen 800 Euro. „Hier hast du jeden Cent wieder.“ Franco bedankte sich bei mir für meine Arbeit, doch dann bat er mich, den Laden zu verlassen.

„Das ist eine Familienangelegenheit“, sagte er.

Das klang gar nicht gut.

Nour Lahdo, 17 Jahre alt

Ein Anruf änderte mein Leben

Ich war 10 Jahre alt, als die arabischen und internationalen Sendungen angefangen haben, über die Lage Syriens zu sprechen, ich habe aber nichts davon wahrgenommen, da ich jung war und nicht wusste, was Demonstrationen und ein Krieg bedeuteten. Meine Eltern wollten meinen drei Geschwistern und mir nicht genau sagen, was passierte und weshalb. Da sie uns keine Angst machen wollten und niemand wusste, dass sich alles zu einem wirklichen Krieg entwickeln wird. Daran habe ich gar nicht gedacht, da ich in der Zeit sehr glücklich war und alles hatte, was ein zehnjähriges Mädchen sich wünschte. Ich ging zu einer der besten Schulen in unserer Stadt, hatte die besten Freunde und eine sehr warmherzige und große Familie in meiner Umgebung.

In meiner christlichen Privatschule lernten die Schüler ab der ersten Klasse schon drei Sprachen: unsere Muttersprache Aramäisch (= die Sprache Jesus, eine sehr alte Sprache), Arabisch (die Sprache Syriens) und natürlich Englisch. Ab der siebten Klasse kam Französisch auch noch dazu.

Wir und auch alle meine Freunde waren glücklich und haben nie überlegt, ob wir ins Ausland umziehen sollen. Mein Vater hatte einen sehr guten Job, er war Bauingenieur. Meine Mutter war eine Lehrerin, aber als mein kleiner Bruder auf die Welt kam, hörte sie auf zu arbeiten, weil sie uns unbedingt selber unterrichten und sich um uns kümmern wollte.

2011, als der Streit und die Demonstrationen gegen den Staatspräsidenten anfangen, hat sich zuerst für mich, meine Familie und all die Leute in meiner Stadt nichts geändert, da dies alles weit weg von uns war und wir nicht betroffen waren. Aber nach ein paar Monaten wurden der Streit und die Angriffe intensiver und sie entwickelten und verbreiteten sich in den nebenliegenden Städten. Dies alles zeigte Konsequenzen nach einem Jahr. Wir hatten Stromausfälle und die dauerten manchmal sechs Stunden oder sogar viel länger. Die Lebensmittel, Kleidung und alle Waren, die Syrien von anderen Ländern importierte, wurden teurer. Immer mehr Bekannte und Freunde haben uns und Syrien verlassen, und das hat mich immer sehr traurig gemacht, da ich wusste, dass ich sie nie wieder sehen würde.

Nachdem sich so viel geändert hatte und viele Menschen sich von uns verabschiedet hatten, wurde mir klar, dass da irgendetwas nicht stimmt. 2013 war unser letztes Jahr in Syrien. In dem Jahr wurde die Lage schlimmer und ernster als in den zwei Jahren zuvor. Es gab Bombenanschläge in den Nachbarstädten, welche die Menschen mehr beunruhigte und ich selber war ängstlich und meine Gedanken waren durcheinander.

Ich bemerkte, dass meine Eltern jeden Tag mit meiner Tante in Deutschland telefonierten und wie sie sich damit beschäftigen, dass wir in einer sicheren Weise Syrien verlassen konnten.

Morgens, an einem heißen Tag im August, bekamen wir einen Anruf. „Eine unbekannte Nummer aus dem Ausland“, sagte ich verwundert zu meinem Vater.

Mein Vater ging ran und redete mit einem Lächeln im Gesicht. Meine Mutter und wir vier Kinder standen aufgeregt da und warteten auf eine Antwort. Mein Vater legte auf und sagte: „Kinder, wir gehen bald nach Deutschland und besuchen eure Tante.“

Wir freuten uns sehr darüber und umarmten uns gegenseitig. Nach paar Sekunden stand ich ruhig da und schaute meine glückliche Familie an, wie sie redete und alle Vorbereitungen unternahm. Währenddessen dachte ich mir, ob das überhaupt etwas Gutes oder Schlechtes sein soll, da ich in dem Moment realisiert habe, dass ich nie wieder mein Zimmer, mein Haus, meine Freunde und Bekannte, die noch in Syrien waren, sehen würde. Einerseits wollte ich weg, weil das Leben in Syrien für mich, meine Eltern und für alle Menschen schwierig wurde, andererseits wollte ich mein Heimatland keinesfalls verlassen.

Ich wollte den Ort, wo ich geboren und aufgewachsen bin und meine Kindheit verbracht habe, nicht hinter mich schmeißen, als ob alles mir egal ist. Ich wusste, dass meine Eltern sich viel Mühe gegeben und auch viel Geld dafür ausgegeben hatten und dass sie nur das Beste für uns und unsere Zukunft haben wollten. Deswegen ging ich davon aus, dass ich in Deutschland auch glücklich würde.

Ich machte mir nur ab und zu Gedanken darüber und beschäftigte mich weiter mit meinen Hobbys. Ich traf mich öfter mit meinen Cousins und Freunden. Die Zeit ging sehr schnell vorbei. Drei Wochen später sah ich, wie meine Mutter und mein Vater sich mit dem Einpacken der Koffer und mit dem Entsorgen von Dingen beschäftigten.

Mein letzter Tag in Syrien war der traurigste Tag, den ich je erlebt habe. An ihn werde ich mich immer erinnern. Unser Haus war voll mit Freunden und Bekannten, die uns verabschieden wollten. Jeder lächelte und hatte „Spaß“, aber als die Zeit des Tschüss-Sagens sich näherte, wurden alle mürisch und hatten Tränen in den Augen, denn das war der letzte Abschied.

Ich hatte selber viele Tränen in den Augen und wollte nur noch zu Hause bleiben und niemanden verabschieden, aber ich versuchte stark zu sein und verabschiedete jeden mit einem Lächeln, aber auch mit Trauer im Herz.

Um 22.00 Uhr fuhr uns mein Onkel mit dem Auto zum Flughafen, damit wir unser Flugzeug Richtung Hauptstadt Damaskus erreichen konnten.

Am 29. August 2013 begann unsere Reise nach Deutschland. An dem Tag fuhren wir mit dem Auto von Damaskus nach Libanon und verbrachten dort sieben Nächte, um das Visum von der deutschen Botschaft abzuholen. Nach einer Woche flogen wir von Libanon mit einer Zwischenstation in Ägypten nach Frankfurt.

Am 05. September 2013 kamen wir in Frankfurt an. Ich kann mich noch sehr gut dran erinnern, wie glücklich ich war, meine Cousins wieder zu sehen, und wie ich vor Aufregung auf dem Weg nach Bietigheim-Bissingen nicht schlafen konnte. Alles war für mich spannend: die Leute, die Häuser und die Straßen, da alles neu war. Für eine Weile war ich erleichtert und vergaß alles, meine Trauer und mein Heimatland. Ich dachte nicht an meine Vergangenheit oder an meine Zukunft. Ich war nur noch in der Gegenwart.

Nach ungefähr sechs Monaten, in denen wir unsere Papiere erledigen und uns bei dem Staat anmelden mussten, kam endlich die Zeit, um in die Schule zu gehen und die deutsche Sprache zu lernen. Ich habe mit meiner älteren Schwester eine Vorbereitungsklasse in einer Hauptschule für Nicht-Muttersprachler besucht. Die Vorbereitungsklasse hat uns Spaß gemacht, da noch andere Schüler aus verschiedenen Ländern mit uns in der Klasse waren und wir nicht die einzigen waren, die die deutsche Sprache nicht beherrschten. Ich war sehr motiviert und habe die deutsche Sprache schnell und in weniger als sechs Monaten gelernt. „Die deutsche Sprache ist sehr schwierig.“ Das dachte ich mir jeden Tag. Es war nicht einfach, die Sprache mit ihrer komplizierten Grammatik zu lernen, aber meine Schwester und ich strengten uns besonders viel an, weil unser Ziel war, die Realschule zu besuchen.

Die ersten Jahre in Deutschland waren in allen Richtungen sehr schwierig. Für mich waren die Schule und vor allem der Deutschunterricht am schwierigsten. Ich war immer traurig, als ich Texte las und sie nicht verstand. Aber dafür war ich in Mathe und Englisch sehr gut und das hat mich ermutigt, mich noch mehr anzustrengen, um in den anderen Fächern auch gute Noten zu schreiben. Am 05. September 2018 haben wir unser fünftes Jahr in Deutschland gefeiert und erst jetzt, genau nach fünf Jahren, kann ich sagen, dass ich mich hier wohl fühle und mich eingelebt habe. Und jetzt, nachdem ich Deutsch gut sprechen kann, wovon meine Lehrer immer berichten, kann ich jetzt stolz sagen, dass ich fünf Sprachen spreche und beherrsche. Deutschland ist für mich die zweite Heimat

geworden, wo ich meine Zukunft verbringen und mich hoffentlich für immer befinden werde. Natürlich würde ich Syrien und meine Stadt Kamechli bei Gelegenheit und wenn die Lage weniger gefährlich wird besuchen und vielleicht auch Urlaub an dem Strand machen.

Mein Vater arbeitet momentan in einem Vollzeit-Job und meine Mutter in einem Minijob. Meine älteste Schwester studiert an einer Hochschule Maschinenbau, meine andere Schwester strebt nach ihrem Abitur und mein kleiner Bruder besucht noch die achte Klasse der Realschule.

Ich bin dankbar für alle meine Lehrer der verschiedenen Schulen, die mich immer extra unterstützten und mir überall halfen, wo ich Schwierigkeiten hatte. Für meine besten Freunde, die mich immer zum Lachen gebracht haben, egal wie schlecht es mir ging und egal wie schwierig es in der Schule oder beim Einleben war. Mein jetziges Ziel für 2019 ist, dass ich meinen Abschluss mit einem sehr guten Durchschnitt absolviere.

Kim Wendland, 15 Jahre

Raus aus Jelly Wood

Schweigend starrte ich an die Zimmerdecke. Es war noch früh am Morgen, ich lag in meinem Bett, die Decke fühlte sich weich und warm an und doch war mir kalt. Von draußen hörte ich den nervigen Gesang der singenden Elfen, die sich auf den Weg zu ihrer Arbeit machten. Naja, hier in Jelly Wood, einem der vier Königreiche unseres Heimatplaneten, war es auch völlig normal auf der Straße laut los zu singen und eine komplette Tanz-Performance vorzuführen und jeder machte mit. Hinzu kam, dass beim Tanzen jeder mit seinem unsichtbaren Spiegelbild redete, das jeder Elf im Laufe seines Lebens bekam, es sah dann immer so aus, als würde jeder mit sich selbst reden.

Auf jeden Fall konnte ich nichts mit dieser Einstellung anfangen, denn wie konnten alle so glücklich sein, wenn wir hier in Jelly Wood unter der Erde lebten und nicht an die Oberfläche durften? Aber irgendwie schien das jedem hier egal zu sein, für viele hier war das Leben einfach nur ein großes Musical.

Ich richtete mich auf und sah in den Spiegel: Meine Haut sah heute mal wieder so komisch dunkelgrün aus, eigentlich sollte sie eher ein schönes Mittelgrün haben. Schnell zog ich mir meine Mütze über meine kurzen pinken Haare und warf mir meinen quietschgelben Umhang über mein schwarzes Kleid. Eigentlich war das nicht erlaubt, denn hier waren nur fröhliche Farben wie pink oder türkis erlaubt und grau war ganz verboten.

„Hallo Elfi, Welch wundervoller Tag, deine Haut hat heute aber einen besonders schönen Grünton und was du schon wieder an hast“, flötete mein Bruder Pampum mit einem ironischen Unterton und riss mich damit aus meinen Gedanken.

Er war der typische Elf, also immer fröhlich bei der Arbeit und immer singend, genau wie meine anderen zehn Geschwister. Leider sprach er noch weiter.

„Wieso schaust du immer so grimmig drein? Der Tag hat doch gerade erst begonnen.“

Ich gab nur ein genervtes „Sei leise“ zurück. Ich machte mich fertig und ging auf den Hauptplatz unserer Stadt Jelly Wood, um einzukaufen. Ich ging vorbei an den Lehmhäusern und den singenden Elfen. Ich war ganz in meinen Gedanken versunken, als ich plötzlich ein „Hey“ hinter mir hörte.

Ich drehte mich um, aber da war niemand.

„Du siehst mich nicht? Hier bin ich!“

Warte, da sah ich was: War das nicht ein fliegendes Gronkie? Es hatte ein graues Fell und sah aus wie ein schwebendes Wollknäuel mit schwarzen Ohren.

„Alles ok?“ fragte es.

„Verdammt, wieso bist du hier und wer bist du überhaupt? Und, grau ist hier verboten, also gehe bitte weg von mir. Ich darf nicht noch unangenehmer auffallen, als ich es eh schon ständig tue“, sagte ich angespannt, aber das Gronkie antwortete nur gelassen: „Ich bin sowas wie dein Spiegelbild und als dein Spiegelbild weiß ich, dass du meinen Charakter magst und ich bin hier, weil ich dir helfen möchte, hier rauszukommen. Genial, oder?“

Schnell rettete ich mich hinter eine Straßenecke, doch das Tier folgte mir. Das konnte nicht mein Spiegelbild sein, denn jedes Spiegelbild war unsichtbar. Was sollte ich nur tun?

Da hörte ich jemanden schreien „Hilfe, ein fliegendes Etwas in der verbotenen Farbe!!!“

Um mich herum bildete sich ein Kreis von Elfen, die mich erschrocken ansahen.

Ich schrie laut: „Hey, hier gibt’s nichts zu sehen.“

Da trat der Älteste, also sowas wie unser Chef, aus der Menge. „Bleibt weg von ihr, sie hat ihr Spiegelbild erhalten. In der Prophezeiung heißt es, dass es eines Tages einen Elf mit einem sichtbaren Spiegelbild geben wird, und dieser Elf wird Unheil über uns bringen. So steht es im Buch der Elfen. Elfi muss aus Jelly Wood verschwinden“, sagte er mit drohender Stimme.

Ich schluckte. Ich konnte nicht gehen. Natürlich war es immer mein Traum gewesen, Jelly Wood zu verlassen. Ich hasste es, hier zu sein, aber was war, wenn ich dann draußen war. Vielleicht war Jelly Wood ja doch richtig für mich.

„Sorry, habe ich dich irgendwie in Schwierigkeiten gebracht?“, fragte das Gronkie.

Brüllend rannten die Elfen davon. Zuerst dachte ich, sie würden einfach nur wegrennen wie bei allem Neuen, aber zu meinem Entsetzen rannten sie zu dem Tor, das wir nicht öffnen durften, genannt ‚Das flauschige Grauen‘. Jeder hatte Angst vor diesem Tor, weil niemand wusste, was dahinter lag.

Da sah ich meine Familie. Eigentlich hätte ich von ihr erwartet, dass sie sich für mich einsetzte, doch sie blieben einfach am anderen Ende des Platzes stehen, so weit von mir weg wie nur möglich.

„Das soll deine Familie sein?“, fragte das Gronkie. „Erbärmlich!“

Da sah ich, dass die Elfen das Tor öffneten. Kaltes Licht fiel durch den Spalt. Ich wusste, dass ich gehen musste, die Elfen würden mir keine andere Wahl lassen als zu gehen. Ich musste so wirken, als hätte ich kein Problem damit, deshalb schritt ich auf das Tor zu, bis ich unmittelbar davor stand.

„Hey, ich hatte eh keine Lust mehr, hier zu bleiben. Ich fand diesen Flausch-Elf-Tanz an Elf-Nächten total lächerlich“, schrie ich. Weiter kam ich nicht, denn meine Mutter kam auf mich zu und flüsterte mir zu: „So, das reicht. Du musst unsere Familie nicht noch weiter ruinieren. Du bist eine Enttäuschung!“

Mit diesen Worten stieß sie mich durch das Tor. Mein Kopf dröhnte, es war hell, heiß und der Boden fühlte sich hart und staubig an und irgendeine nervige Stimme neben mir sang ein Lied: Irgendwas sagte mir, dass das hier noch schlimmer war als Jelly Wood. Ich rappelte mich auf und dann sah ich, woher der Gesang kam: Vom Gronkie, woher auch sonst.

„Was willst du eigentlich von mir?“, fragte ich, obwohl ich die Antwort ja eigentlich schon kannte.

„Ich bin so was wie dein Spiegelbild. Normalerweise sind wir unsichtbar, keine Ahnung, warum mich alle sehen konnten. Aber du solltest mir dankbar sein. Dank mir bist du da raus.“

Ich antwortete nicht darauf. Es sollte nicht wissen, dass ich eigentlich doch Angst bekommen hatte.

„Und weißt du, wo wir sind?“, fragte ich das Gronkie.

„Ich glaube, wir sind in der Wüste. Wieso fragst du?“

Genervt verdrehte ich die Augen. Eine Weile liefen wir immer geradeaus. Dabei laberte das Gronkie mich mit irgendwas zu. Doch nach mehreren Stunden, als wir immer erschöpfter wurden, hörte es auf zu reden. Ich war so durstig, ich hätte es niemals so weit kommen lassen sollen, ich hätte darum kämpfen sollen, in Jelly Wood zu bleiben, ich hätte meiner Mutter die Stirn bieten sollen. Nichts hatte ich getan und jetzt musste ich vielleicht hier sterben. Sie hatten recht. Die Welt draußen war zu gefährlich für Elfen. Sogar das Gronkie konnte nicht mehr fliegen.

„Da“, flüsterte das Gronkie. „Falls das meine letzten Worte sind, wollte ich dir nur sagen: ich liebe dich, Elfi.“

„Ich dich auch Gro.“

Doch dann realisierte ich, was es gerade gesagt hatte und schrie entsetzt „Moment mal. Was??“

Da brach das Gronkie in einen Kicheranfall aus.

„Warte. Ich bin jetzt Gro? Und du liebst mich? Lustig, aber ich würde viel lieber Günter heißen“, sagte es.

„Erstmal: Ich liebe dich ganz bestimmt nicht und ja, du kannst Günther heißen, aber ich liege gerade am Boden und sterbe vielleicht bald. Also sei bitte leise“, antwortete ich genervt.

„Na schön, wenn du so unfreundlich bist, werden wir eben niemals Freunde“, meinte es gespielt verärgert.

„Hatte ich auch nicht vor, mich mit dir anzufreunden. Ich schlafe jetzt.“

Ich wurde am nächsten Tag von Regen geweckt. Zuerst regnete es nur ganz wenig, dann immer heftiger. Die gesamte Erde unter uns verwandelte sich in einen Sumpf, das Wasser stieg und stieg. Ich konnte nicht mehr stehen, ich musste tauchen, ein reißender Fluss entstand, der mich mit sich riss. Das Wasser war trüb und ich konnte nichts sehen. Ich wollte mich irgendwo festhalten, aber es ging nicht. Die Luft ging mir aus, ich konnte nicht mehr, und wollte ich das überhaupt noch? Ich wurde verstoßen, es gab keinen Grund noch weiter zu leben. Ich sank langsam auf den Grund, das Wasser über mir wurde immer klarer, Licht schimmerte durch die Oberfläche. Meine Kraft schwand, alles wirkte verschwommen und unreal. Langsam schloss ich meine Augen und ließ es einfach zu.

Plötzlich hatte ich diese Szene vor Augen. Ich war bei mir zuhause, ich lag in meiner Kuschelecke und weinte, weil ich anders war. Ich war nicht immer so lustig wie alle anderen, deshalb gehörte ich nie dazu, alle hassten mich. Doch da kam mein Vater rein. Er wusste, was los war. Er strich mir übers Haar und nahm meine Hände, dann sagte er: „Elfi, ich weiß, dass es hart für dich ist. Doch du darfst niemals aufgeben, egal was kommt. Los, steh auf. Hab keine Angst, das Leben geht weiter.“

Ich schlug die Augen auf. Mit letzter Kraft schwamm ich nach oben. Das Wasser war bereits teilweise im Boden versickert und ich rettete mich auf ein Stückchen Erde. Ich schnappte nach Luft. Ich kann nicht sagen, wie lange ich dort lag, aber als ich mich aufsetzte, sah ich hinter mir riesige Pflanzen, die mächtig in den Himmel ragten. Vor mir lag eine riesige Mauer, unendlich groß. War das die unendliche Mauer, von der in Jelly Wood immer gesprochen wurde? Es hieß, dass noch kein Einwohner unserer Welt sie jemals erklommen hatte.

„Hey du“, hörte ich Gro hinter mir. „Also, ich glaube, da ist noch jemand.“

Als ich mich umdrehte, sah ich zu meinem Erschrecken meine Familie mit der Königlichen Wache.

„Was soll das?“, fragte ich.

„Hör mal, Elfi. Die Wache hat uns hierher gebracht, um dir zur Seite zu stehen, wenn du verhaftet wirst. Du bist eine Gefahr für unsere Welt, das musst du doch einsehen“, rief meine Mutter mir zu, doch sie klang kein bisschen besorgt.

„Gro, weißt du, was ich machen soll“, fragte ich es.

„Renn! Oder du kommst in irgendeine Irrenanstalt“, sagte es verzweifelt.

Also rannte ich so schnell ich konnte, ich hörte nur die Rufe meiner Verfolger. Ich wurde immer erschöpfter, ich rannte immer an der Mauer entlang, doch zu meinem Schrecken endete die Mauer plötzlich. Ich saß in einer Sackgasse. Meine Verfolger waren immer noch da, jetzt hatten sie mich.

„Gro, irgendeine Idee?“, fragte ich ihn atemlos.

„Du musst über die Mauer. Halt dich an mir fest, ich flieg dich drüber“ schrie es.

„Was? Nein!“, brüllte ich.

„Ich weiß, dass du es willst. Ich bin dein Spiegelbild, ich weiß alles über dich.“

Die Verfolger waren fast da.

„Na gut, ich tu es“, schrie ich.

Kurz bevor die Wachen kamen, krallte ich mich in Gros Fell und wollte losfliegen. Doch da hörte ich meine Mutter flehend rufen: „Bitte, tu das nicht. Ich verstehe, dass du sauer auf mich bist, aber wir sind doch eine Familie. Denk doch nur an deinen Vater. Er wird sterben vor Kummer. Denk an deine Geschwister. Es tut mir leid, was ich gesagt habe. Ich flehe dich an: Komm zurück!“ Der Rest meiner Familie nickte, sofort bekam ich ein schlechtes Gewissen. Sollte ich umkehren? Nein, beschloss ich.

„Ich kann niemals zurückkehren. Ich habe mit euch abgeschlossen.“

Ich spürte, wie Gro abhob und alles, was ich noch hörte, waren die entsetzten Schreie meiner Familie. Dann richtete ich meinen Blick gen Himmel. Was mich dort wohl erwartete? Was würde passieren? Als wir die Wolkendecke durchbrachen, sah ich das Ende der Mauer. Gro setzte mich behutsam auf dem Rand ab. Ich hätte mit allem gerechnet, aber, als wir dort saßen wussten wir nicht mal, was wir da sahen. Riesen! Und sie brüllten sich an.

„Laura, was machst du denn da? Du solltest unsere Zimmerpflanze gießen, nicht komplett überschwemmen. Der Blumentopf ist ja fast übergelaufen.“

„Ja, ja, ist gut. Die sah so trocken aus. Und weißt du was, Mama? Da sitzen so komische Männchen auf dem Blumentopf.“

„Ach was! Das ist bestimmt nur Erde, mach sie bitte wieder zurück in den Blumentopf.“

„Okay. Ist gut.“

Viktoria Vogt, 15 Jahre

Welten

Glänzende Hochhäuser die so groß waren, dass man meinen könnte, sie wollten den Himmel verschlingen. Straßen, überfüllt von Menschen mit leeren Gesichtern und die stickige Luft und der Straßenlärm, die einen niederdrückten wie ein Boxer im Ring. Alles war wie immer, als ich die Treppen zur von Neonröhren beleuchteten U-Bahnstation hinabließ, um mich wie jeden Tag in eine der überfüllten Bahnen zu quetschen.

Nach ein paar Minuten erreichte ich die Station, an der ich raus musste. Ich wollte nicht zu spät kommen, denn im Labor, das für die Regierung an Energiewellen arbeitete, war dies nicht gern gesehen, auch wenn ich nur die Reinigungskraft war.

Früher hatte ich eigentlich immer das Ziel gehabt, dort als Forscherin zu arbeiten, denn ich fand schon immer das Normale, was um mich herum passierte, langweilig und wollte deswegen Neues entdecken, aber für ein Studium hatte es nie gereicht. Mit meiner Stelle durfte ich nun zwar selbst nie ran, aber dennoch erfuhr ich von einigen interessanten Dingen. Zurzeit war ich eine der wenigen, die von dem Portal wusste, das anscheinend in eine parallele Welt meiner eigenen führen sollte.

Im Labor angekommen passierte ich den Sicherheitscheck und schwang mich in meine Arbeitskleidung, um mein Werk zu vollbringen. Ein paar Stunden später schlurfte ich, einen Putzwagen schiebend, durch den weißen Laborgang. Normalerweise durfte ich die Laborräume nur betreten, wenn sich einer der Forscher in den Räumen aufhielt, denn das Labor war mit teuerster Hochtechnologie ausgestattet. Überall standen gefährliche Substanzen herum, es gab Akten mit geheimen Infos und sie hatten wohl Angst, dass ich etwas kaputt machen würde. Pünktlich um 16 Uhr klopfte ich an die Tür des Zimmers A310. Es war das Zimmer mit dem merkwürdigen Portal. Eigentlich war zu dieser Zeit dort immer jemand anzutreffen, aber es kam keine Antwort. Die Tür war nicht abgeschlossen und so öffnete ich sie einen Spalt und schaute in den Raum. An der Wand waren ein paar Schränke, auf denen ein paar Geräte standen, davor war ein Arbeitstisch und in der Mitte des Raumes ein merkwürdiger großer Glaskasten, der bis zur Decke reichte und ein Viertel des Zimmers einnahm.

Die Tage zuvor sollte ich dieses Zimmer nicht putzen und nun verstand ich auch warum, denn so wie es aussah, wurde hier einiges umgebaut. Plötzlich erleuchtete ein kleines blaues Licht, das in der Mitte eines ovalen Bogens zu schweben schien. Es zog mich förmlich an und so schlich ich mich leise in den Raum, schloss vorsichtig hinter mir die Tür und trat dann an die Glasscheibe heran. Das blaue Leuchten wurde nun heftiger. Ich konnte nicht anders, ich musste die Tür öffnen und in den Kasten steigen.

Doch mit einem Mal verwandelte sich das kleine Blau zu einem mächtigen Strudel. Schneller als ich gucken konnte, zog es mir die Füße weg und ich landete gestreckt auf dem Boden. Ich versuchte, mich am Türrahmen festzuhalten, doch der Strudel zog immer stärker an mir. Warum war ich bloß so blöd gewesen und hatte mich alleine hereingeschlichen. Langsam merkte ich, wie meine Kräfte schwanden. Irgendwann würde ich loslassen.

„Ich will noch nicht sterben“, schrie ich verzweifelt. Doch es war zu spät, ich spürte, wie meine Finger von der Glaskante glitten, dann sah ich nur noch weiß.

War ich im Himmel?

Allmählich kam ich zu mir. Es kam mir vor, als hätte ich eine Ewigkeit geschlafen. Wo war ich? Ich öffnete meine Augen. Ich lag in einem Bildnis auf gelb-grünen langen platten Schnüren. Ich versuchte mich an die Bilder zu erinnern, die ich im Internet gesehen hatte, als ich das Stichwort „Land“ gegoogelt hatte, denn die Möglichkeit, es selbst kennen zu lernen, dieses „Land“, hatte man bei mir nicht. Meine Welt war zugebaut mit Stadt. Also lag ich in einer Scheune... auf Heu.

Ich schaute mich weiter um. Durch eine Luke im hölzernen Schrägdach schien die Sonne und in dessen Strahlen tanzten Staubpartikel. Auch die Sonne hatte ich zuvor nur selten gesehen, da durch die ganzen Kraftwerke in der Stadt der Himmel immer grau bewölkt gewesen war. Erstaunt von den ganzen neuen Eindrücken saß ich nun da. Dann entdeckte ich eine Klappe im Boden, die offen stand und durch die man über eine Leiter nach unten gelangen konnte.

Ich strich mir das Heu aus dem Haar und stieg dann vorsichtig hinab, bekam aber gleich wieder einen Schock. Hinter Gitterstäben standen dort fünf braunweiß gefleckte Kreaturen, die mich mit schwarzen Knopfaugen hungrig anschauten. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Was sollte ich tun? Würden sie mich angreifen? Dann handelte ich schnell. Ich nahm die nächste Tür ins Visier, stürmte darauf zu und stürzte hindurch, um sie mit einem heftigen Knall zu schließen.

„Himmel, wo bin ich hier bloß?“

„Vor meinem Kuhstall.“

Erschrocken schaute ich auf. Eine freundlich schauende Frau mit braunen Locken und grünen strahlenden Augen, in Löcher-Jeans mit lockerem grünem Tanktop und gelben Gummistiefeln lächelte mich an. Ich schätzte sie um die 21, also in meinem Alter. Sie klemmte den Korb, in dem sie Äpfel hatte, unter ihren Arm, um mir die Hand zu reichen.

„Ich bin Johanna und das ist mein Hof.“

Ich lächelte etwas unsicher „Ähh, ich bin Mila und ähm, ich glaub, ich komm aus einer anderen Welt.“

Sie lachte: „So fühlen sich viele, die aus der Großstadt hier aufs Land kommen.“

„Ich glaub, meine Stadt ist etwas größer als die, die du kennst“, murmelte ich.

Johanna sah es als Scherz an und schaute mich auffordernd an: „Komm, ich zeig dir meinen Hof. Ich nehme mal an, du bist hier wegen meines Ferienzimmers. Wie lang willst du bleiben?“

Ich riss mich zusammen, um nicht falsch zu handeln. „Das Problem ist, ich habe gar kein Geld bei mir, um das zu bezahlen, aber bleiben würde ich total gerne. Gibt es nicht eine andere Möglichkeit, dass ich vielleicht gegen Arbeit hier bleiben könnte?“

Sie strahlte: „Ja gerne, ich hab so viel hier zu tun und die Feriengäste sind meistens froh, wenn sie den ganzen Tag ihr Ding machen können.“

Ich war erleichtert, denn wenigstens hatte ich jetzt eine Bleibe, denn ob oder wann ich in meine Welt zurück konnte, wusste ich nicht.

Johanna führte mich über den Hof. Zuerst zeigte sie mir den Stall rechts von dem alten aus rotem Ziegelstein gebauten und mit Efeu bewachsenen Bauernhaus. „Das sind der Kuhstall und gleichzeitig die Scheune mit Heuboden, aber die Kühe hast du ja schon kennengelernt.“

Sie öffnete eine Seite des Scheunentors, trat hinein und klopfte stolz auf die Haube eines kleinen roten Traktors: „Das ist mein MC Cormic D214. Ein altes Modell, aber zuverlässig und erfüllt seinen Zweck.“

„Einen Traktor habe ich auch schon mal im Internet gesehen, aber der war irgendwie etwas größer“, sagte ich und Johanna lachte amüsiert. Ob sie es lustig fand, dass ich das alles nicht kannte?

Dann lief sie zur Scheune und ließ mich als erste durch die Türe gehen: „Das sind meine Kühe, sie haben natürlich alle auch Namen.“

Ich trat in die kühle Stallgasse und ein unbekannter Geruch stieß mir entgegen. Die fünf Kühe standen dort hinter Gitterstangen auf Stroh, manche von ihnen hatten ihren Kopf durch die Stäbe geschoben und kauten genüsslich etwas Heu.

Während Johanna mir die Namen auflistete, ging ich vorsichtig näher an die jetzt weniger angst-einflößenden Tiere heran. „Das ist das erste Mal, dass ich Kühe in echt sehe“, gab ich zu. „Zu wissen, dass ich das täglich esse, ist irgendwie komisch.“ Entsetzt schaute mich Johanna an: „Das erste Mal? Gibt es bei euch keine Höfe, wo man Tiere anschauen könnte?“

„Nein, nur große Ställe, die man nicht betreten darf“, antwortete ich verlegen. „In meiner Welt gibt es kein Land, keine richtigen Wälder und auch keinen Platz für Tiere... nur Stadt.“

Ich war mir nicht sicher, ob sie von parallelen Welten wusste. Vielleicht wusste sie, wie ich wieder nach Hause kommen könnte, aber wahrscheinlich wusste sie davon einfach gar nichts. Sie schaute mich verständnisvoll an: „Aber du bist ja jetzt hier, um sie kennen zu lernen. Komm, ich zeig dir noch die Hühner und meine zwei Pferde.“

Nachdem sie mir noch den Rest gezeigt hatte, saß ich auf der Terrasse hinter dem Haus im Schatten von Fichten, die gemeinsam mit einer Hecke den Garten umschlossen. Dann kam Johanna aus dem Haus mit einem Tablett mit Kaffee und Pfirsichkuchen und stellte es auf den Holztisch vor mir. Sie ließ sich auf einen der Gartenstühle fallen. Wenn ich ihr Haus mit meiner Wohnung verglich, gab es dort riesige Unterschiede. Während mein Haus mit einfach schwarzen und weißen Möbeln ausgestattet war, war ihr Haus ländlich mit braunen Holzmöbeln eingerichtet und überall hingen alte Bilder, die irgendwelche Landschaften zeigten. Aber irgendwie gefiel es mir hier. Über uns flogen ein paar laut zwitschernde Vögel. Schwalben, wie Johanna mir erklärte. Ich beobachtete sie eine Weile. Johanna erzählte mir etwas über ihre Brüder, die im Dorf die Straße weiter runter wohnten

und wie sie damals den Hof gekauft hatte. Interessiert hörte ich ihr zu, bis ich ihr irgendwann ins Wort fiel: „Dumme Frage, aber wie nennt ihr euren Planeten?“

„Ähmm... die Erde und du so?“

Ich zögerte: „Also mein Planet heißt Asul.“

Jetzt schaute sie mich lachend an: „Also, ich dachte wir sind vom gleichen Planeten.“

„Ich weiß, das klingt komisch, aber ich komme aus einer Parallelwelt und ich meine das ernst.“

Plötzlich hörte sie auf zu lachen: „Du bist eine Außerirdische? Also das hört sich wirklich komisch an. Du verarschst mich nicht?“

„Nein wirklich nicht. Außerdem würde ich es nicht außerirdisch nennen, da ich ja auch ein Mensch bin, es ist eine Parallelwelt.“

„Na gut, ich versuch es dir zu glauben.“

Ich zog mein Handy aus der Tasche, um ihr ein paar Fotos zu zeigen. Nachdem ich ihr einige Dinge gezeigt hatte, die sie noch nie gesehen hatte, hatte ich sie etwas überzeugt. Ich erzählte ihr über meine Welt, dass es nur Stadt gab, wie die Bevölkerung immer größer geworden war und so nun kein Platz mehr für Natur war, wie mein Leben davor war und wie ich überhaupt hierhergekommen war.

„Krass. Ich dachte, es wäre wirklich nur ein Scherz. Du musst mir auf jeden Fall noch mehr erzählen. Wie wäre es, wenn ich dir morgen alles zeige, was ich rund um meinen Hof zu bieten habe. Wir könnten ausreiten, Traktor fahren, ich stell dir gern auch noch andere Menschen vor und wir können auch noch zum Waldsee gehen.“

Ich freute mich über ihr Angebot.

Später am Abend zeigte sie mir mein Zimmer: „Also ich hoffe es gefällt dir hier oben. Immerhin hast du Blick auf den Pferde-Paddock. Ich hab dir eine Zahnbürste und Kosmetik hier in den Beutel gepackt und die Klamotten leihe ich dir, denn ich denke mal, du willst nicht jeden Tag deine alte Arbeitskleidung tragen.“

Ich schaute an mir runter. Ich hatte immer noch die weiße Hose, das T-Shirt und die weißen Schuhe an, die ich im Labor getragen hatte. Ja, ich war froh, das endlich ausziehen zu können.

„Sag, wenn dir was fehlt. Das Bad ist den Flur runter, und ich würde dich zum Frühstück um halb acht wecken.“

„Vielen Dank, dass du mir hilfst. Ich wüsste gar nicht, was ich ohne dich machen würde. So jemand Nettes wie dich habe ich noch nie getroffen.“

Johanna lächelte überrascht. „Ich helfe gerne und außerdem freue ich mich, wenn ich hier nicht immer alleine bin.“

Dann verließ sie das Zimmer.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, bevor Johanna mich weckte. Ich ging ins Bad und machte mich fertig. Dann zog ich die Klamotten an, die Johanna mir über den Sessel gelegt hatte. Eine Jeans und ein rot-weiß gestreiftes T-Shirt. Nachdem ich mich angezogen hatte, klopfte es schon an der Tür und ich öffnete.

„Guten Morgen“, sagte Johanna und lächelte mich an. „Ich habe Frühstück gemacht.“

Ich folgte ihr runter in die Küche und quetschte mich auf die Eckbank.

„Ich hoffe, du hast gut geschlafen.“

„Ja sehr“, antwortete ich, während sie mir eine Tasse Kaffee hinstellte.

„Also zuerst müssen wir die Kühe wieder auf die Wiese lassen und den Kuhstall ausmisten. Dann lassen wir die Hühner auf den Innenhof, füllen die Futterschalen, misten, sammeln die Eier ein und dann müssen wir noch was in meinem Garten machen. Aber danach machen wir eine Pause und essen zu Mittag.“

Und so fingen wir nach dem Frühstück mit den Kühen an. Wir zäunten ein paar Stellen auf dem Weg zur Weide ab. Als wir in den Stall kamen, begrüßten die fünf uns schon mühend. Gehorsam ließen sie sich dann raus aus dem Hof über die Dorfstraße auf ihre Weide treiben. Bevor sie dann glücklich über die Wiese trabten, kam eine Kuh zu mir. Vorsichtig berührte ich ihre rosa Nase. Sie war weich und nass. So etwas Merkwürdiges hatte ich noch nie angefasst und ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. Das Ausmisten danach fand ich etwas doof und anfangs ekelte ich mich echt davor. Nach einer Weile war es aber nur noch halb so schlimm.

Später kümmerten wir uns um die Hühner. Es machte Spaß, die Eier im Stroh zu suchen. Es erinnerte mich an Ostern früher. Nur vor dem Hahn hatte ich Angst und immer, wenn er mir zu nah kam, ergriff ich die Flucht. Johanna amüsierte sich köstlich.

Sogar später, als wir im Garten Unkraut jäteten und Gemüse für das Mittagessen sammelten, mussten wir noch drüber lachen. Zu Mittag kochten wir gemeinsam.

Nachdem wir draußen auf der Veranda gegessen hatten, saßen wir noch am Tisch und plauderten über verschiedene Themen. Ja, wir verstanden uns wirklich gut.

„Also ich dachte wir könnten jetzt vielleicht reiten gehen“, crashte Johanna unsere Unterhaltung.

„Was? Ich bin noch nie auf echten Pferden geritten, nur auf einem Simulator.“

„Kein Problem, wir machen ganz langsam.“

Nachdem ich meine Ausrüstung gewechselt hatte, liefen Johanna und ich durch den Offenstall auf die angeschlossene Koppel. Die beiden Pferde kamen uns bereits entgegen. Ein mausgraues und ein braunes, mit einer weißen Bluse auf der Stirn. Johanna nahm die beiden an den Strick und gab mir das Graue.

Sie versuchte mich zu beruhigen: „Du brauchst keine Angst haben, Tosca ist ein Engel.“

Wir brachten die Pferde auf den Hof. Johanna zeigte mir die Grundlagen vom Putzen und Satteln und dann waren wir bereit aufzusteigen. Erst half mir meine neue Freundin in den Sattel und stieg dann selbst auf.

„Weißt du ein wenig, wie man lenkt, bremst und treibt?“

„Ja, das weiß ich sogar noch und im Notfall halte ich mich einfach am Sattel fest, richtig?“

„Ja, gut. Lass uns losgehen.“

Wir ritten aus der Hofeinfahrt über die Straße auf einen Waldweg. Es war ein außergewöhnliches Gefühl, einem Tier so nah zu sein. Wir ritten verschiedene Waldwege und regelmäßig schwärmte Johanna mir vor, wie großartig es war, hier lang zu galoppieren oder da lang zu galoppieren und was wir alles machen könnten, wenn sie mir das Reiten beibringen würde. Wir trabten sogar ein Stück, nachdem ich ihr versichert hatte, dass ich mich sicher genug fühlte, und als wir heim kamen, war ich wirklich begeistert. Dass ich einmal Pferde toll finden würde, hätte ich mir vorher nie vorstellen können.

Als wir sie wieder in ihren Stall brachten, wollte ich gar nicht mehr aufhören, zum Abschied ihr weiches Fell zu streicheln. Doch dann hörte ich Johanna rufen: „Komm mit, wir holen den beiden noch Heu!“

Ich lief hinter ihr her zum Heuboden, während sie eine Schubkarre vor sich her schob. Dann befahl sie mir, die Leiter hochzuklettern und Heu von oben durch die Luke zu werfen. Ich tat, was sie sagte. Sprosse für Sprosse bewegte ich mich nach oben. Gerade als ich auf Schulterhöhe mit dem Boden war, bekam ich einen Schock. Das Portal war wieder da. Diesmal war es schon gleich so groß, saugte aber nur einzelne Strohhalme ein. Also konnte ich mich diesmal für den Weltensprung selbst entscheiden? Wollte ich überhaupt heim? Zurück in diese graue traurige Welt, in der man unter den Menschenmassen verschwand wie ein Sandkorn am Strand.

Johanna riss mich aus meinen Gedanken: „Was ist los?“

Ich ließ sie selbst durch die Luke schauen. Traurig blickte sie mich an: „Ich verstehe, du willst bestimmt heim, aber du sollst wissen, dass ich dich sehr vermissen werde. So lustig war es schon lange nicht mehr. Am besten ziehst du dich noch schnell um. In Reitklamotten willst du bestimmt nicht heim.“

„Also eigentlich würde ich generell lieber bleiben...Ich finde deine Welt nämlich viel schöner... Das geht wahrscheinlich nicht, oder?“

Jetzt strahlte Johanna wieder über das ganze Gesicht: „Doch! Ich würde mich so freuen, wenn du hier bleiben würdest. Du bekommst dein eigenes Zimmer, du musst mir nur immer auf dem Hof helfen. Ich kann dir das Reiten beibringen, du darfst dann immer Tosca nehmen und Traktor fahren bring ich dir auch bei. Es gibt so vieles, was ich dir zeigen kann und ich freu mich riesig.“

Ich fing an zu lachen. Somit stand es also fest. Ich würde hierbleiben.

Jessica Godfrey, 15 Jahre

Verbrechen nach Rezept?

Der Wind wehte durch das offene Fenster und brachte eine zarte Brise mit ins Zimmer. Es war ruhig, die Einsamkeit war wahrzunehmen. Sanftes Hämmern war zu hören, welches sie wieder an ihre Zeit im Krankenhaus erinnerte. Sie richtete sich panisch auf und schaute um sich. Nix, wie immer. Sie wusste, sie war nicht schuld daran, aber wie sollte sie dies beweisen

Als Kriminalpolizistin, anonym des Mordes beschuldigt zu werden, kostete sie vermutlich ihre Existenz.

Sie ging Richtung Bad und führte ihre tägliche Routine durch. Dann noch schnell essen und für die Pause eine Banane und ein Müsliriegel einstecken. „Zu wenig“, hätten sie gesagt. Nach ihrer Zeit im Krankenhaus hatte sie wenig gegessen, die Zeiten waren schwer, da nahm sie ab.

Sie stieg in ihr Auto. Das Frühlingswetter war herrlich. Nicht zu heiß, nicht zu kalt. So mochte sie es am liebsten. Was sie aber noch mehr mochte, war, den Täter zu finden und zu stellen. Das wollte sie auch dieses Mal wieder, doch es war anders. Es ging ihr nicht um das Verbrechen, sondern um die Wahrheit.

Sie kam am Arbeitsplatz an. Den Flur runter, dann rechts. Sie war noch neu hier, kannte wenige und war auf sich alleine gestellt. Es war hart. Sie war einer der wenigen Neulinge, die so „erfolgreich“ waren. Darum mochten die anderen sie nicht. Micheal kam ihr entgegen. Sie kannte ihn noch nicht allzu lang, aber er erschien ihr freundlich.

„Ahh, Jodie, wie war denn Ihre Welttournee?“ Er grinste.

„Welttournee?“ erwiderte sie.

„Die ging doch im Juli los, zumindest haben die es mir so geschildert.“

Naomi hatte es ihnen wohl als Ausrede erzählt. Die sie als lächerlich empfand.

„Ach so, Sie meinen die Weltreise. Sie war fabelhaft, einfach traumhaft!“ Sie hörte sich glaubwürdig an.

„Na dann, schönen Tag“, sagte Micheal und ging weiter.

An ihrem Büro angekommen, gab es auch schon die nächste Überraschung. Naomie, ihre Vorgesetzte, stand dort und schaute konzentriert auf ihren Arbeitstisch. „Oh nein“, dachte sie. Sie hatte gestern heimlich Akten angeguckt, sie wollte ja wissen, wessen Mordes sie angeklagt wurde.

„Oh guten Morgen Jodie.“

„Morgen“, sagte sie leise, doch mit viel Autorität. „Was wollen Sie hier?“

Es wurde still und man hörte nur das sanfte Knistern der Papiere. „Nun, ich wollte dir sagen, dass ich nachgedacht habe und ich genehmige dir, auch außerhalb deines Büros zu arbeiten. Ich habe gedacht, du bräuchtest eine Weile nach deiner Zeit im Krankenhaus und dass du vielleicht wieder bei null anfangen musst, aber ich denke, ich habe mich geirrt.“

Jodie schwieg und starrte auf den Tisch.

„Dann zisch ich mal ab“, sagte Naomi.

„Naomi, wieso hast du ihnen nicht gesagt, dass ich im Krankenhaus war?“

„Dann hätten sie gefragt wieso...“

Naomie ging aus der Tür, blickte noch einmal zu Jodie hinüber und schloss sie hinter sich.

Ja, dann hätten sie gefragt. Warum auf sie geschossen worden war. Warum sie so lange im Krankenhaus lag. Wieso sie sich nicht erinnern konnte. Und warum sie plötzlich eine Mörderin sein sollte.

Jodie stieg in ihr Auto, tippte eine Straße in ihr GPS ein. Sie fuhr zum nächsten Postamt. Sie wollte ihrer Erinnerung auf die Sprünge helfen und sie entschied sich, ihre Post abzuholen.

„Guten Tag, mein Name ist Jodie Rose. Könnte ich die Post von mir abholen?“, fragte sie.

Die Postangestellte guckte sie an. „Jodie Rose sagten sie? Ja, hier ist Post, die nicht an ihre neue Adresse versendet worden ist.“ Sie ging zu einem Fach und reichte Jodie die Post. „Ich hatte schon geglaubt das niemand mehr diese Briefe abholt. Sie liegen fast ein halbes Jahr hier.“

Jodie überflog die Briefe und ihr fiel auf, dass bei einem Brief nicht ihr Name draufstand, sondern Collins Book.

„Entschuldigen Sie. Aber dieser Brief gehört nicht mir. Hier sehen Sie: da steht Collins Book.“

Die Angestellte drehte den Brief um. Auf der Rückseite stand Jodie Rose. „Der Absender hat zwei Empfänger draufgeschrieben und meinte, wenn der eine Empfänger nicht antwortet, soll der Brief zu dieser Adresse geschickt werden. Es ist lange her, aber ich glaube sein Vorname war Karl.“

Sie nahm die Briefe mit auf die Wache. Sie packte die Post aus und legt sie auf ihren Schreibtisch. Sie wunderte sich, dass der Brief zwei Empfänger hatte. Sie kannte Collins Book nicht, also was hatte sie damit zu tun? Sie öffnete den Brief:

Sehr geehrte Jodie/Collins,

ich hoffe, dass dieser Brief ankommt ist, denn er ist äußerst wichtig. Manches wollen Sie vielleicht nicht glauben, aber das ist die Wahrheit. Jodie Rose ist der Name, der Ihnen gegeben worden ist, damit man glaubt Collins Book gibt es nicht. Sie waren kurz davor, Naomie zu entlarven, doch dann hatte man Sie angeschossen. Ich dachte, Sie überleben es nicht. Naomi und ihr Team erpressen Personen, die viel Vermögen haben und tarnen sich als Polizistin. Können sie das glauben? Und dieser junge Mann, ich weiß nicht, wie er heißt, er scheint zwar unschuldig zu sein, aber ich glaube nicht, dass er es ist. Ich denke, dass ich nicht die Chance haben werde, es der Polizei zu sagen, dafür ist es zu spät. Fahren Sie zu meiner Wohnung. Die Ersatzschlüssel können sie beim Schlüsseldienst abholen. Bitte sorgen Sie dafür, dass meiner Enkelin nichts zustößt. Momentan ist sie bei Bekannten untergebracht. Meine Adresse finden Sie ja auf den Brief.

Mit freundlichen Grüßen

Karl Friedrich

Jodie grübelte. Das Ganze war zu viel für sie, doch dann lass sich denn Namen des Absenders nochmal durch. Hastig schob sie Schublade des Schreibtisches auf, hervor kam eine Akte: Karl Friedrich, 76 Jahre alt. Er hatte ihr diesen Brief geschrieben und war nun tot. Hatte er gewusst, dass man ihn aus dem Weg schaffen wollte?

Am nächsten Tag entschied sie, dem Haus von Herrn Friedrich einen Besuch abzustatten. Die Tore der Einfahrt machten einen mächtigen Eindruck. Die kleine Tür an der Seite des Tores stand offen. Sie betrat das fremde Grundstück. Blühende Blumen, ein laufender Brunnen, Laternen. Sie lief den Weg entlang und kam an der Haustür an. Sie hatte sich vorher Ersatzschlüssel geholt, so wie es ihr im Brief „befohlen“ worden war. Bevor sie die Tür öffnete, drehte sie sich um. Sie fühlte sich beobachtet, doch das Grundstück war leer. In der Villa war es staubig. Sie suchte nach einem Lichtschalter. Nichts. Immerhin gab es große Fenster, sie gaben etwas Licht ins Haus. Sie ging weiter, jeder ihrer einzelnen Schritte war zu hören. Die Schränke waren leer geräumt, Möbel bereits zugedeckt. Zu blöd, dass sie fast ein ganzes Jahr nicht da gewesen war. Die Täter hatten bestimmt ohne Problem jedes Beweismittel entfernt und die Polizei konnte – sie stoppte. Die Polizei? Ihr fiel auf, dass über diesen fatalen Fall so gut wie nichts erwähnt worden war. Keine Berichte, keine Nachrichten oder sonst irgendwas!

Plötzlich knallte eine Tür zu. Sie drehte sich um. War außer ihr noch jemand hier? Sie eilte zum nächsten Möbelstück und versteckte sich dahinter. Ihr Herz pochte lauter, als sie die Schritte auf sich zukommen hört. Es wurde still, die Person war wohl stehen geblieben. Sie wagte es nicht, sich zu bewegen.

„Bist du verrückt!“, schimpfte eine weibliche Stimme. Sie kam ihr bekannt vor.

„Ich glaubte, jemanden gehört zu haben.“

„Knall die Türe doch nicht so zu!“

Dann erklang eine Sirene.

„Eine Sirene! Hörst du das?“

„Die Polizei, wer hat sie gerufen?!“

„Ich habe doch gesagt, dass jemand hier ist.“

„Ach, verschwinden wir!“

Die Schritte entfernten sich. Jodie hatte die Polizei auch nicht gerufen, aber darum konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Wenn die Polizei von diesem Fall etwas wusste, es aber geheim hielt, musste was dran sein und sie konnte ihnen nicht trauen. Hastig stand sie auf und rannte zum nächsten Fenster. Das Klappern ihrer Schuhe machte sie nervös. Sie öffnete das Fenster und sprang hinaus. Zum Glück war es der 1. Stock! Schnell stürmte sie durch den Garten sprang über den Zaun, die Straße hinunter. Es war ihr egal, ob sie Spuren hinterließ. Hauptsache weg!

Sie wachte völlig erschöpft auf ihrer Couch auf. Sie fühlte sich nicht gut. Sie stand auf, konnte sich gerade noch halten, da knallte das Fenster. Es stand offen. Sie bewegte sich darauf zu. Jemand lief davon. „Hey!“, rief sie der Person hinterher. Sie lief zur Haustür und ging hinaus. Die Person war weg.

Sie fuhr zur Arbeit, eilte zu ihrem Büro. Es war leer.

„Hey, wieso steht der Raum leer?!“ fragte sie ihren Kollegen.

Er seufzte. „Ach, die Leiterin hat angeordnet, dass der Raum leer geräumt wird wegen irgendwelchen Sanierungsarbeiten.“

Wütend ging sie rauf zu Naomies Büro. Sie war gerade in einem Gespräch.

„Was soll das?“, rief sie.

„Ich bin gerade in einer Besprechung, wie Sie sehen.“

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet.“

„Entschuldigen sie mich, wir führen unser Gespräch später fort“, sagte Naomie zu der Angestellten, die den Raum verließ.

„Ich verstehe dich nicht, Jodie. Du platzst einfach während einer Besprechung rein und schimpfst hier rum!“

Es reichte ihr endgültig. Die verlogene Art ihrer Vorgesetzten machte sie verrückt. „Du verstehst nicht? Du weißt genau, warum ich sauer bin, weil ich weiß, dass du gestern in der Villa von Herrn Friedrich warst.“

Naomi sah Jodie geschockt an

„Aber als du dein Verbrechen geplant hast, hattest du etwas übersehen.“ Jodie ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Da sie nun Naomie die Wahrheit gebeichtet hatte, war noch weniger Zeit vorhanden. Sie musste herausfinden, wer der Verbrecher waren. Aber war es das wirklich wert, Naomi und ihre Kameraden für ihr Verbrechen zu bestrafen? Was sprang für sie dabei raus? Sie konnte sich doch einfach ihnen anschließen und an ihren kriminalen Machenschaften teilhaben. Ihre Hoffnungslosigkeit verschlang sie immer mehr, Unsicherheit und Sorgen. Woher sollte sie wissen, dass Herr Friedrich im Brief nicht gelogen hatte?

Es klirrte. Da war jemand. Hastig stand sie von ihrem Bett auf. Es war bereits Abend! Leise ging sie zum Wohnzimmer, niemand. Doch da, sie hörte es schon wieder, es kam aus der Küche. Sie schlich sich an die Gestalt heran.

„Keine Bewegung!“

Die Gestalt fuhr herum und Jodie starrte in ein zierliches Gesicht. Das Mädchen war jung, zwölf oder dreizehn Jahre alt. Sie hatte rote Locken, trug eine blaue Jeansjacke und eine schwarze Jeans. Sie hatte einen schwarzen Rucksack dabei. Aber war sie wirklich allein? Vielleicht bestand ein Zusammenhang zwischen ihr und dem Ermordeten. Was ist, wenn sie die Enkelin von Herrn Friedrich war?

„Weiß jemand, dass du hier bist?“, fragte sie. „Ich bin Collins, wie ist denn dein Name?“

„Ich werde es Ihnen nicht sagen“

„Und was ist mit deinen Eltern?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. „Die Polizisten. Sie sind dort draußen, sie laufen schon die ganze Zeit umher“ flüsterte das Mädchen. Collins stand panisch auf und sah aus dem Fenster. Tatsächlich, Naomie und zwei ihrer Leute waren dort. Warum waren sie hier? Wussten sie von dem Mädchen? Sie musste sie wegschaffen, sie war vielleicht eine Zeugin.

Micheal fiel ihr ein, er würde ihr bestimmt helfen. Sie rief ihn an und bat, das Mädchen für kurze Zeit in Obhut zunehmen. Riskant, doch hatte sie eine Wahl?

„Komm“, flüsterte sie und führte es zur Terrasse. „Die Leute dort draußen wissen vielleicht, dass du hier bist. Ich kenne jemanden, der wird dich abholen und dich in Sicherheit bringen. Lauf die Straße hinunter zum Feld. Der Name der Person ist Micheal.“

„Michael?! Ich ke...“

Es knallte. Wurde die Tür eingetreten?

„Los geh!“

Das Mädchen warf Collins noch einmal einen verzweifelten Blick zu und rannte los.

„Collins? Bist du hier?“, unterbrach eine Stimme ihre Gedanken. Naomie.

„Was willst du?“, fragte sie kühl.

„Warum so angespannt, hast du etwas zu verheimlichen?“

„Nein, aber vielleicht du.“

Naomie lachte. „Ich war es nicht, Collins.“

„Warum sollte ich dir glauben? Du und dein kriminelles Team habt mich doch ins Krankenhaus gebracht, als ich die Erinnerungen verloren hatte. Das kam euch gelegen, um eure Verbrechen zu decken. Habt mich ausgenutzt und für dumm gehalten. Karl Friedrich wusste, dass er stirbt. Er wusste, dass ihr mich ausnutzen würdet. Letztes Jahr verschwand Collins Book und ein Jahr danach tauchte Jodie Rose plötzlich auf, nicht wahr?“

„Nicht schlecht, aber in einem Punkt hast du nicht recht. Es war nicht wirklich meine Idee gewesen. Ich wollte dich nicht aus dem Weg schaffen, ich war nicht an dem Geld interessiert. Ich nicht!“

Wer denn sonst?“, fragte Collins.

„Überleg doch mal“

„Oh Nein, doch nicht etwa Micheal?“

Naomie nickte. „Na klar. Er hatte Angst, dass alles rauskommt, darum wollte er jegliches Beweismittel vernichten. Er war derjenige, der das Geld wollte.“

Das Mädchen, dachte Collins. Deshalb hatte sie auf den Namen so reagiert. Sie musste es finden. Wenn ihr etwas zustoßen würde, könnte sie sich das niemals verzeihen.

„Nehmt sie fest“, befahl Naomie ihren Kameraden. Sofort stürmten zwei der Polizisten auf sie zu und griffen nach ihren Armen.

„Lasst mich los! Was soll das?“

„Wir können kein Risiko eingehen und dafür ...“

Plötzlich erklang eine Sirene. Die Polizei?

Einer der beiden Männer ließ Collins los, dabei zog der andere sie so fest, dass sie hinfiel. Plötzlich stürmten Polizisten rein, die deutlich in der Mehrzahl waren.

„Polizei, Keine Bewegung!“

Es dauerte etwas nach der Festnahme von Naomie und ihren Kameraden, bis sie endlich auch zu Wort kam, dabei musste sie doch zu dem Mädchen. Ihr Arm schmerzte.

„Entschuldigen sie, Herr...“, sie las das Namensschild des Polizisten „Herr Eberhart, sie sind doch der Vorgesetzte hier. Dürfte ich nun gehen?“

Der Kommissar sah sie verblüfft an. „Meine Güte, es wurde ihn ihr Haus eingebrochen, sie wurden bedroht und beinahe erschossen! Sind sie denn nicht geschockt?“

Sie schwieg.

„Sie dürfen erst gehen, wenn das hier geklärt ist.“

„Ich muss weg und zwar dringend.“ Sie seufzte, als sie sah, dass der Kommissar nicht reagierte. „Wer hat sie denn eigentlich informiert?“

„Das wissen wir auch nicht so genau. Man hat mir gesagt, es war ein Mädchen am Telefon. Sie teilte uns die Adresse mit. Aber dann legte sie plötzlich auf.“

„Haben sie denn versucht, das Mädchen zu finden? Es ist in Gefahr“, erwiderte sie.

„Hören sie mal, sie sollten froh sein, dass wir bei Ihnen aufgekreuzt sind. Wer glaubt schon einem Kind, das behauptet, dass die Vorgesetzte der Wache hier in ein Verbrechen verwickelt ist!“

„Aber ich kann nicht...“, sagte Collins.

„Was können sie nicht?“

„Hier bleiben.“ Sie lief davon.

„Hey, bleiben Sie stehen!“, hörte sie die Stimme hinter sich rufen, aber sie rannte weiter. Die Straße runter, dann zum Feld und dann zur Hütte. Sie wird schon da sein, sagte sie immer wieder zu sich.

Sie sah den Rucksack des Mädchens auf dem Weg zum Feld. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Sie wollte die Tür der Hütte nicht öffnen. Sie erwartete das Schlimmste.

„Meine Güte...“, sagte sie erleichtert. Das Mädchen saß in der Ecke und schaute zu ihr hinüber, dann stürmte es auf sie zu

„Er war hier, ich habe mich in der Hütte versteckt. Dann erklang die Sirene der Polizei und er verschwand.“

Collins schwieg.

„Ich wollte dir sagen, dass ich ihn kenne. Er hat das meinem Opa angetan. Sie sind in der Nacht ins Haus eingebrochen, mein Opa hatte gesagt, ich solle fliehen. Er gab mir einen Zettel mit deinem Namen. Ich war unsicher, ob ich dir trauen konnte.“

Sie war also die Enkelin von Karl F.

Wochen vergingen und es gab einen Gerichtstermin nach dem anderen. Micheal, Naomie und alle anderen Beteiligten wurden verurteilt. Das Mädchen wurde in einer Pflegefamilie untergebracht. Collins war erleichtert, mit diesem Teil in ihrem Leben abschließen zu können.